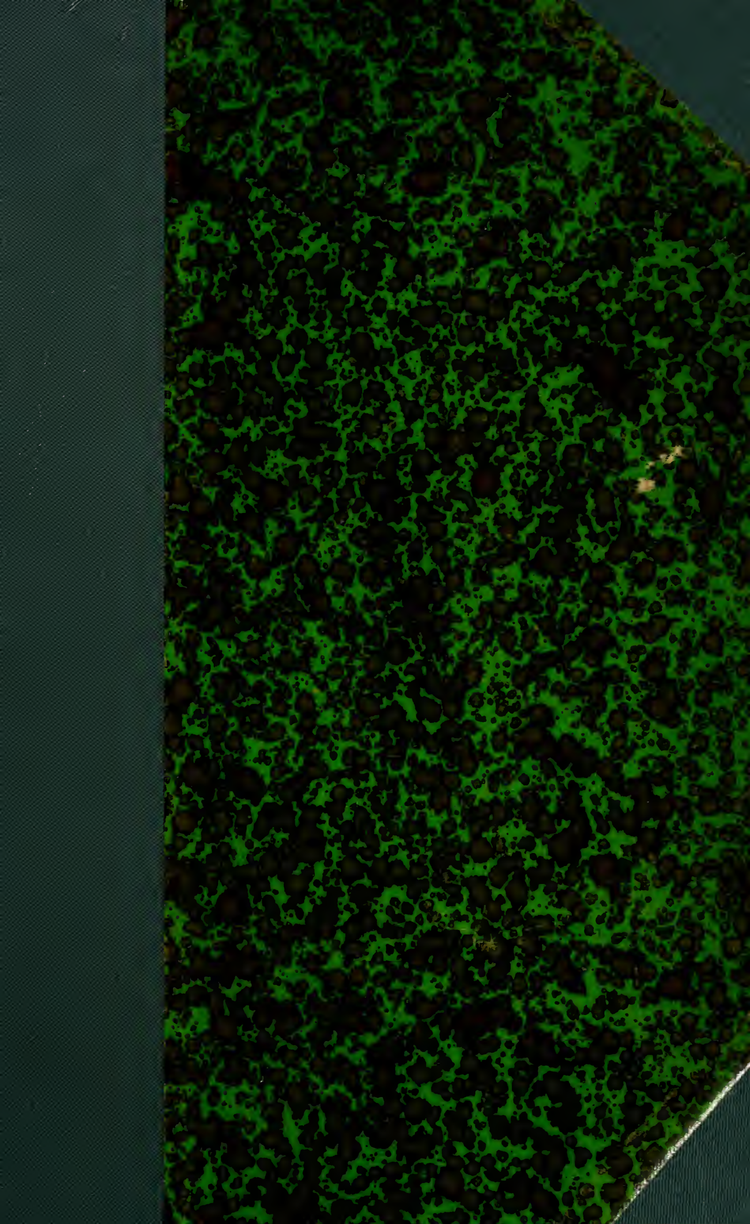
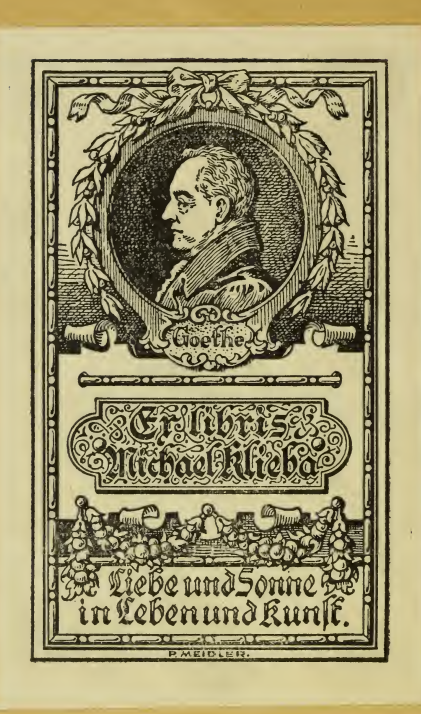



Goethe
Ex libris
Michael Klieba
Liebe und Sonne
in Leben und Kunst.
P. MEIDLER.





Zu Wasser und Land.

Geschichten

aus See und von der fasten Wall.

Von

Heinrich Smidt.

Erster Theil.



Berlin, 1857.

Verlag von Otto Janke.

Der Krämer von Glatz.

Die Schiffspathe.

Von

Heinrich Smidt.



Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

Der Krämer von Glatz.

I.

An dem hohen Ufer der Neisse, beherrscht von den befestigten Gipfeln des Schloßberges und des gegenüber liegenden Schäferberges, die weit in die Grafschaft hinein schauen, liegt sonnig-hell, einem Amphitheater gleich, die Stadt Kaiser Heinrich des Finklers, das alte Glatz, von seinen steinernen Mauern festumschlossen.

Es war noch früh. Der Hirte zog mit den Klängen seiner Schalmei durch die Straßen der Vorstädte, und die Heerde, die sich Haus um Haus ansehnlich mehrte, zog hinter ihm darein. Lässige Hand öffnete hier ein Fenster, dort eine Thür und verschlafene Gesichter schauten daraus hervor in den lachenden Morgen. Auch das Haus des Krämers, der beinahe am Ende der inneren Frankensteiner Gasse wohnte, that sich auf und die Herrlichkeiten seines Ladens zeigten sich im vollen Lichte. Eine wahre Rumpelkammer dieser Laden. Was man an einem solchen Orte suchte und nicht suchte, war

darin vorhanden. Aber nur selten ward das Gesuchte an der rechten Stelle gefunden. Unordnung herrschte an allen Ecken und wie die Waaren selbst, so lagen auch Wiegeschaale, Schankmaas und Elle bunt durch- und übereinander.

Der Herr des Ladens kümmerte sich wenig um diese babylonische Verwirrung. Er saß inmitten desselben, eine große Hucke vor sich, die er mit Gegenständen aller Art anfüllte. Manchmal griff er zu einer Tafel, zeichnete Einiges auf, löschte Anderes aus und überzählte zwischendurch den ziemlich mageren Inhalt seines Geldbeutels. Dann stützte er, ernst nachsinnend, den Kopf in die Hand.

Eine Frauensperson, über die ersten Jahre der Jugend hinaus, aber noch immer kräftig und frisch, war aus der Wohnstube in den Laden getreten und sah diesem Treiben einige Augenblicke zu, bevor sie näher trat und den Krämer bei'm Arm ergriff:

„Was soll das wieder vorstellen, Ellenhans?"

Der Krämer blickte gleichmüthig zu ihr auf und sagte:

„Wir sind lange genug mit einander verheirathet, daß Du endlich wissen kannst, wie ich wirklich heiße."

„Ellenhans heißt Du bei Alt und Jung in der ganzen Grafschaft. Warum soll ich Dir einen andern

Namen geben?“ fragte sie mit herbem Ton, und stieß mit dem Fuß gegen die Hucke:

„Was soll's damit?“

„Ich muß meine früheren Worte wiederholen,“ antwortete er. „Du solltest endlich wissen, wann meine Geschäftsreisen beginnen und wann sie enden.“

„Geschäftsreisen!“ sprach das Weib mit aufgeworfenen Lippen. „Das heißt, Du treibst Dich bergauf, bergab im Lande umher, und giebst drei Mal mehr aus, als Du einnimmst. Was kannst Du darauf sagen?“

Als er nicht antwortete, sondern den Laden verlassen wollte, trat sie vor ihn hin und sagte:

„Ich muß mit Dir reden, David Jonas. Es stößt mir das Herz ab.“

„So sprich!“ antwortete er gelassen und setzte sich wieder zu seiner Hucke.

„Als Du mit den Preußen hierher kamst, legten sie Dich zu meiner Mutter in's Quartier. Ich faßte ein Herz zu Dir und als Du Deinen Abschied bekamst, heirathete ich Dich. Ich bin eine rechtschaffene Frau gewesen, die stets ihre Schuldigkeit gethan hat. Ich habe Dir niemals vorgeworfen, daß Geld und Gut von mir allein kommt, sondern habe Alles gethan, um es zu mehren. So ging es herrlich und in Freuden ein Jahr und wie-

der ein Jahr. Du warst früh und spät bei der Hand; der Erste auf, der Letzte zur Ruhe; freundlich mit Allen, voll Leben und Betriebsamkeit. Ein Glätzisch Weiberherz strebt danach, eine von den zweihundert Braugerechtigkeiten, welche die Stadt besitzt, an sich zu bringen. Mir ist es gelungen, durch unser Beider Fleiß. Da brach der leidige Krieg wieder aus. Seitdem bist Du verwandelt. Den Handel im Hause vernachlässigst Du und fängst den Hausirhandel an, der mich schon einen Theil des Brauerbes kostete und Wer weiß, was noch kosten wird."

Der Krämer war aufgestanden und schaute gar ernst darein:

„Das ist Dein Abschiedsgruß, so oft ich meine Wanderungen beginne, und Du weißt auch schon, welche Antwort Du darauf bekommst. Was ich vor Gott und mir als recht erkannt, das thue ich, und keine Macht der Welt soll mich davon abbringen. Ist vorerst Verlust bei dem, was ich zu thun für Recht finde, so trage es mit Gleichmuth, denn es kommt ein Tag, der das Verlorne tausendfach wiederbringt."

„Das ist gewiß der jüngste Tag!" sagte die Frau zornig. „Warum bleibst Du nicht daheim bei Deinem Weibe? Was jagt Dich, wenn Du kaum an Deinem

Heerde hockst, wieder hinaus in's Blaue, wie einen ruhelosen Vagabonden? Höre, Ellenhans! Wenn ich Alles glauben wollte, was die Leute sagen!"

„Wer sich um den Glauben aller Leute kümmern will, kommt mit dem eigenen in Streit. Du bist davon ein Beispiel. Bin ich auch nur wenig zu Hause, sehe ich doch mehr, als mancher Stubenhocker, und weiß, daß eine ehrsame Bürgersfrau sich, wenn auch nur aus Neugier, verleiten läßt, den ihr so lieb gewordenen lutherischen Gottesdienst aufzugeben, und in die katholische Messe zu gehen."

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Meine gesunden Augen, die Alles sehen, was sie sehen wollen. Ich warne Dich, Gertrud. Lockere nicht die Bande des Glaubens, Du lockerst mit ihnen alle andern. Sie haben Dich umstrickt diese frommen Jesuiten; sie und ihre Helfershelfer. Sie haben Dir gesagt, daß Du, wenn Du im Ketzerglauben verharrst, der ewigen Seligkeit nicht theilhaftig werden kannst. Darum sollst Du in den Schooß der allein selig machenden Kirche zurückkehren. Und wenn Du den Mann, an den Du gekettet bist — ich meine mich, Gertrud, — nicht bewegen kannst, daß er mit Dir umkehre, so ist es besser, Du giebst ihn auf, ehe Du mit ihm verderbest."

„Was sprichst Du?“

„Die Wahrheit. So weit ist es mit Dir gekommen und es wird Dich noch weiter führen, wenn Du auf die Stimmen derer hörst, die Dir zu schmeicheln suchen, indem sie Dich verderben.“

„Lästre nicht, Ellenhans! Es sind wackere brave Leute. Da ist unser Nachbar, der ehrsame Gewerksmeister Wilders ....“

Der Blick des Krämers traf die Frau so scharf, daß sie ihn nicht ertragen konnte, sondern die Augen niederschlagend erröthend fortfuhr:

„Und voraus der Pater Xaver.“

„Nenne den Pater nicht!“ unterbrach der Krämer sie barsch. „Meine Geduld und meine Zeit sind am Ende.“

Frau Gertrud fühlte sich ihrem Manne gegenüber niedergedrückt, aber Widerstand reizt, und sich gewaltsam zusammen nehmend, sagte sie rasch:

„Gehe, wohin Du willst; bleibe, so lange Du magst; ich frage nichts darnach. Vertrinke und verjubele, was Du zu vertrinken und zu verjubeln hast; würfle für die Oesterreicher, oder für die Preußen; mir ist es egal.“

„Weib!“ rief er mit starker Stimme und seine Augen

flammten. „Sieh Dich vor, und lasse ein solches Wort nicht über Deine Lippen kommen, sonst genade Gott Dir und mir!"

„Es ist gut!" sagte sie, durch dieses scharfe Auftreten des Mannes sichtlich eingeschüchtert. „Ich sage nichts mehr. Aber zur Bettlerin will ich durch Dich nicht werden. Wenn Du Deinen Lebenslauf nicht änderst, lasse ich mich von Dir scheiden. Der Pater Xaver ist ein frommer Mann und ich werde dem Rathe, den er mir gegeben hat, folgen."

„Du wirst thun, was Du vor Deinem Gewissen verantworten kannst", entgegnete David Jonas, nahm den Wanderstab in die Hand, drückte den breitkrämpigen Hut in die Augen und schritt zum Hause hinaus. Sein Weg führte über den oberen Ring durch die böhmische Gasse, dem böhmischen Thore zu. Ein Mann, der dort einen Stand mit Grünwaaren hatte, rief ihm nach:

„Ellenhans! Wart'n bissel! Geb Dir 'ne Bestellung mit an die Oestreicher!"

Der Krämer that, als hörte er nichts. Der Grünzeughändler aber sagte zu einer Käuferin, die an seine Karre herantrat:

„Schad' um die Frau, die den Ellenhans geheirathet

hat, und die er ins Elend bringt. Aber der Galgen ist ihm gewiß, das kann Sie glauben."

„Das sollte mein Mann probiren," sagte das Weib und packte das Gemüse, was sie erhandelt, in ihren Korb. „Ich wollt's ihm heimgeben. Sind das Mannsbilder!"

Während Beide mitsammen weiter schwatzten, ging der Jesuitenpater Xaver quer über die Straße.

„Was habe ich gesagt?" flüsterte der Krauthändler seiner Kundin zu. „Das ist der große Fuchs, der dem kleinen zusieht, wie er zum Thore hinaus spaziert. Diese Schwarzröcke bringen den preußischen Friedrich noch in's Malheur. Haben's Handwerk bei'm Teufel selber gelernt. Aber, He! Frau! Die Rüben da sind nicht mitgemessen und bleiben in meinem Korb. „Ich bin nicht so dumm, als der Ellenhans, und lasse mir nicht den halben Kram abschwatzen."

„Ein grober Gesell' ist Er!" schalt die Frau und warf ihm seine Pfennige hin. Und der Ellenhans ist am Ende gar nicht so schwarz als Er ihn macht."

Die Frau ging. Jener aber sagte: „Das kommt davon, wenn ein Fremder sich eindrängt, wohin er nimmer gehört. Habe es der Jonas gleich gesagt, und ihr vorgeschlagen, sie sollte mich nehmen. Ich sei ein Stadtkind

und noch nicht über den Roßmarkt hinausgekommen. Aber sie hat es nicht gewollt. Nun mag sie sehen, wie sie fertig wird mit dem Ellenhans. Wo er nur hinläuft, der Landstreicher!"

David Jonas hörte die Schmähungen nicht mehr. Er war weit über das böhmische Thor hinaus und wanderte durch die Festungswerke in's Freie.

II.

In der Richtung nach Böhmen zu, wo das Heu-scheuer- und das Erlitzgebirge als ferne Grenzwächter in die Grafschaft hinüberwinken, lag abwärts von der Land-straße ein einfacher, aber behaglicher Herrensitz, dem Ba-ron von Sentzen gehörig. Der Baron war ein ältli-cher, friedliebender Herr. In seiner Jugend bekleidete er am Kaiserlichen Hofe das Amt eines Kammerpagen, trug kurze Zeit die Waffen und lebte von da ab auf seinem ererbten Besitzthum, möglichst entfernt von dem Verkehr mit der Welt, ein Feind aller politischen Unruhen und in allen diesen Angelegenheiten stumm wie das Grab. Die Freude seines Alters war ein junges, frisches Mädchen, die Tochter eines nahen Verwandten, die er nach dessen Tode zu sich genommen hatte. Sie führte das Regiment im Hause und ließ ihm vollauf Zeit, seine Chroniken zu studiren und seine Blumen zu pflegen. Gastfrei, im besten Sinne des Wortes, stand seine Thür jedem Reisenden of-

sen. Nur wenn der Gast, fortgetrieben von den Bewegungen der Zeit, eine der politischen Fragen berührte, wurde er dem Wirthe unbequem, der sich empfahl und in sein einsames Gemach zurückzog. Dann fiel Sophien das Loos, Alles in das rechte Geleise zu bringen, und die Wolken von der Stirn des alten Oheims zu verscheuchen. Eben jetzt war dies wieder der Fall gewesen. Ein Gutsnachbar, der vor Kurzem einsprach, lobte die Preußen über die Maaßen und verlangte von dem Baron, daß er sich für den großen Friedrich begeistern sollte. Als ihm dies nicht gelang, stichelte er auf geheime Anhänger des Kaiserhauses, die man in Berlin zu finden wissen werde und ritt zornig davon. Sophie hatte es endlich vermocht, den Onkel zu beruhigen, und Beide saßen harmlos plaudernd in der großen Wohnstube beisammen, als der alte Diener eintrat und einen neuen Besuch meldete.

Es war ein Fremder, der vom rechten Wege abgeirrt, hier ein Unterkommen suchte. Trotz der wachsenden Dämmerung, trotz des Mantels, der die Gestalt sorglich verhüllte, erkannte man an der Haltung doch den Kavalier. Der Baron hieß den Gast willkommen und bat ihn, es sich bequem zu machen. Der Fremde zögerte einen Augenblick, indem er sich horchend nach allen Seiten

umsah, dann warf er den Mantel ab, schlug die Kappe zurück und rief:

„Kennt Ihr mich nicht?"

Sophie schrie laut auf und umarmte ihn mit herzlicher Begrüßung. Es war Theodor von Brinken, ihr Jugendgespiele und Geliebter, der bei den Oesterreichern diente und Stabscapitain im Regimente Deutschmeister war. Sophie wußte in ihrer Herzensfreude kaum, was sie thun sollte, um dem so unvermuthet eingetroffenen Freunde ihre Zärtlichkeit zu beweisen. Der Baron aber rückte verlegen hin und her und konnte nicht verbergen, wie unlieb ihm die Verletzung der Neutralität seines Hauses war. Ein österreichischer Offizier bei ihm, der den Unterthanen des Königs von Preußen beigezählt ward. Wenn das bekannt würde! Konnten die Leute wissen, daß der junge Offizier nur erschien, um seine Braut zu sehen? Würden sie es glauben, wenn man es ihnen sagte? Morgen vielleicht flüsterte sich bereits die halbe Grafschaft zu, daß er ein geheimes Einverständniß mit den Kaiserlichen unterhalte und sich mit ihnen gegen die Preußen verschwöre. Das Blut stieg ihm zu Herzen bei dem Gedanken an all' das Unheil, welches eine solche Voraussetzung nach sich ziehen könne, und schon war er nahe daran, seinen Gast

um möglichste Abkürzung seines Besuches zu bitten, als dieser zu seiner Braut sagte:

„Fürchten Sie nichts, Sophie. Ich bin unbemerkt bis hierher gelangt und werde eben so unbemerkt den Weg zu den Meinigen zu finden wissen. Ich habe mich dem Streifcorps angeschlossen, das von Böhmen herüber plänkert. — Aber das gehört nicht hierher. Wir wollen unsere Zeit besser anwenden. Mein Urlaub dauert nur vier und zwanzig Stunden."

„Vier und zwanzig Stunden!" seufzte der Baron. „Was kann in dieser Ewigkeit Alles geschehen."

„Wir haben den Ort genau verabredet, wo wir uns treffen," fuhr der junge Capitain fort. „Außerdem bin ich der Gegend kundig und nichts ist zu befürchten. Jetzt aber machen wir dieser Unterhaltung ein Ende und geben uns angenehmeren Gesprächen hin, sonst genieße ich ja die lange ersehnte Stunde nur halb. Was habe ich nicht Alles zu besprechen."

Sophie schlug freudig in die dargebotene Hand. Der Baron fügte sich in das Unvermeidliche und suchte seiner Aengstlichkeit Herr zu werden.

Es ward finster. Man brachte Lichter und Erfrischungen und das ruhig gewordene Gespräch spann sich behaglich weiter. Plötzlich hörte man ein starkes Klopfen am

äußersten Hofthor. Nach einigen Augenblicken kam der Diener und meldete, daß der wohlbekannte Krämer von Glatz draußen sei und um ein Nachtlager im Wirthschaftshause bitte, da er bei der Dunkelheit nicht weiter könne. Der Baron, der schon von preußischen Husaren geträumt hatte, willigte leicht aufathmend ein und der Abend ging ohne weitere Störung zu Ende. Als die Gesellschaft sich aber trennte und der junge Capitain in sein Schlafgemach trat, fiel es ihm schwer auf das Herz, so weit von den Seinigen entfernt zu sein. Ein böses Ahnen flog ihm durch die Seele.

Während dies Alles in den von der Herrschaft bewohnten Räumen geschah, ging es in dem großen Küchenraum, der von einem starken Heerdfeuer und einer mächtigen eisernen Hängelampe erhellt ward, lebhafter zu. Der Krämer, von Allen, namentlich von den Weibern, denen er stets etwas Neues brachte, wohl gelitten, führte das große Wort. Er hatte auf dem weißgescheuerten Anrichtetisch seine Herrlichkeiten ausgebreitet, pries mit marktschreierischem Tone seine Waaren an, wobei er sie mit ausgestreckter Hand hoch emporhielt und von dem Glanze des Feuers beleuchten ließ. Er war so ganz und gar Kaufmann und hatte für alles Andere so wenig Sinn, daß er auf die ihm zugeflüsterte Frage des Bräumeisters:

Wie es sich denn derzeitig mit dem Gebahren der Preußen in Glatz verhielte, laut ausrief, daß er ohne Schaden zu machen, die Elle davon nicht unter drei Groschen losschlagen könne. Damit war aber ein roth und gelb gewürfeltes Band gemeint, das der Sonntagshaube der alten Ausgeberin zum Schmucke dienen sollte. Sonst hatte sein Handel so ziemlich das Schicksal, wie des Krämers Frau es bereits verkündete. Einen großen Theil seines Vorraths hatte er abgesetzt, aber der Inhalt seiner Börse ward nicht wesentlich vermehrt. Dies hinderte ihn aber nicht, an der aufgetragenen Mahlzeit fröhlichen Sinnes Theil zu nehmen und sie mit lustigen Geschichten und Schwänken zu würzen, die er unterweges von Gehöfte zu Gehöfte zu sammeln pflegte. Damit brachte er auch die Anderen zum Schwatzen und nicht lange dauerte es, als David Jonas im Vertrauen erfuhr, daß der Fremde, der vor einigen Stunden sich heimlich eingefunden hatte, kein Anderer sei, als der Bräutigam des gnädigen Fräuleins, welcher als Capitain im Kaiserlichen Regimente Deutschmeister diene.

David Jonas empfand mit einem Male große Sehnsucht nach seiner Lagerstätte, und ehe die Hausgenossen sich dessen versahen, war er draußen, und erstieg den

Heuschober, um dort oben von den Strapatzen einer mühsamen Fußwanderung gemächlich auszuruhen.

Aber am anderen Morgen, als die Herrschaft bei'm Frühstück saß, meldete der Diener den Krämer von Glatz, der sich bei dem gnädigen Herrn für die gewährte Aufnahme bedanken, und zugleich dem gnädigen Fräulein einige kostbare Stoffe zeigen wollte, die er erst kürzlich in Breslau erstanden hatte. David Jonas, gekannt von Hoch und Niedrig, trat alsbald ein. Der Stabscapitain, dem dieser Besuch nicht gelegen schien, setzte sich an's Fenster und drehte dem Krämer den Rücken zu. Dieser achtete nicht darauf, entfaltete die Stoffe, die er laut anpries und forderte das Fräulein auf, zu sagen, ob sie jemals etwas so Schönes gesehen habe.

Sophie, durch die Gegenwart des Geliebten freudig angeregt, war in der heitersten Laune. Sie scherzte mit dem Krämer, und als dieser für seine Waare einen hohen Preis forderte, rief sie lachend:

„Ihr habt den Schacher wohl neuerdings auf dem Ring zu Breslau gelernt, Ellenhans?"

Ein seltsames Zucken flog über das Gesicht des Krämers bei Erwähnung seines Spitznamens an diesem Orte. Sophie ward über und über roth. Nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, sagte sie:

„Nehmt es nicht übel, David Jonas. Alle Welt nennt Euch so und ich schwatzte den andern nach. Es ist nicht gern geschehen."

„Denkt nicht weiter daran, Fräulein," sagte David Jonas ernst. „Wir armen Hausirer müssen viel größere Schmähungen anhören und dürfen uns nicht beschweren, um die Kunden nicht zu erzürnen. Zehnmal in einem Athem nennt man uns Spitzbuben und Betrüger, wenn wir unser Hab und Gut im Preise zu erhalten suchen. Das ist eine harte Kränkung für Jemand, der sich sein Lebelang abmühte, ein ehrlicher Mann zu sein."

Der Krämer hatte die letzten Worte in dem Tone der innigsten Wehmuth gesprochen. Die Stimmung war peinlich, und der gutmüthige alte Baron, um dieser ein Ende zu machen, fragte den Krämer, ob ihm unterweges keine Abentheuer aufgestoßen wären.

„O, Herr Baron," antwortete dieser zutraulich. „Mit derartigen Waaren kann ich dienen!" Er erzählte nun mit lachendem Munde einige der Schwänke, welche er schon gestern Abend im Wirthschaftshause zum Besten gegeben; dann aber plötzlich abspringend, sagte er:

„Nun muß ich fort. Der preußische General Fouqué wird, ich weiß nicht mit wie vielen Regimentern erwartet, und ein Hirte wollte wissen, daß bereits von den

voran plänkelnden Husaren mehrere hier herum gesehen wurden."

„Ist es möglich!" rief der Baron erschreckt und sah zu dem jungen Capitain hinüber, der keine Unruhe blicken ließ. Sophie wollte die Aufmerksamkeit von diesem ablenken und sagte hastig:

„Ich behalte jenes Stück Seidenzeug, guter Freund. Es gefällt mir und ich zahle Euch den vollen Preis ohne Abzug."

David Jonas wog die empfangenen Goldstücke in der Hand und sagte:

„Drei vollwichtige Kremnitzer. Gott segne Euch, Fräulein. Ihr wißt mein mühseliges Geschäft zu würdigen. Aber nun muß ich mich eilen, denn mit den preußischen Husaren mag ich nicht gern etwas zu schaffen haben. Sie halten Treibjagd auf die Kaiserlichen, deren Mehrere sich in der Grafschaft haben blicken lassen und hängen die Ergriffenen als Spione ohne weiteres Urtel und Recht, welches Jeden, den es angeht, nützlich zu wissen ist."

Mit diesen Worten war er draußen. Bald darauf schritt er durch die äußere Pforte und schlug einen Pfad ein, der aufwärts in das Gebirge führte.

Der Baron war in tödtlicher Angst. Sophie warf

sich an die Brust des Geliebten und bat ihn mit überströmenden Augen, an seine Sicherheit zu denken.

„Wo kann ich in diesem Augenblicke sicherer sein, als hier?" fragte der Capitain. „Wenn der Krämer die Wahrheit sagte, bin ich entdeckt, sobald ich mich im Freien blicken lasse; während es doch in diesem Hause irgend einen Schlupfwinkel geben wird, worin ich mich im Nothfall verbergen kann, wie kränkend es auch für einen Kaiserlichen Offizier ist, an einen Versteck zu denken, wenn der Feind im Anzuge ist."

Die Zeit drängte. Jeder gab einen Rath, den aber die Andern sofort als ungeeignet verwarfen und noch war kein Entschluß gefaßt, als man draußen plötzlich Pferdegetrappel vernahm. Eine halbe Schwadron Ziethenscher Husaren sprengte in den Hof und während alle Ausgänge besetzt wurden, betrat der Rittmeister mit einer leichten, an den Wirth gerichteten Entschuldigung das Wohnzimmer.

„Die Offiziere Seiner Majestät des Königs sind mir stets willkommene Gäste," sagte der Baron zuvorkommend. „Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen und mir zu erlauben, daß ich Sie mit einem Frühstück bewirthe?"

„Nachher bin ich so frei von dieser Erlaubniß Ge-

brauch zu machen. Zuvörderst hindert mich der Königliche Dienst daran."

„Zwar weiß ich nicht, in wie weit meine Behausung mit Ihrer Dienstpflicht irgend in Beziehung steht," entgegnete der Baron. „Wenn ich Ihnen aber irgendwie behülflich sein kann, so zählen Sie auf meinen Eifer."

„Ich rechne auch darauf, Herr Baron. Kurz von der Sache zu reden, so sind wir einem hausirenden Krämer auf der Spur. Der Kerl ist unbezweifelt ein österreichischer Spion, der uns bereits vielen Schaden zufügte. Mehrere Male sind wir ihm nahe gewesen, aber stets wußte er uns auf die schlauste Weise zu entgehen. Gnade Gott, wenn wir ihn finden."

Da in den Worten des Offiziers keine Aufforderung zur Entgegnung lag, verhielten die Anwesenden sich still. Unterdessen gewahrte dieser den von Sophie erhandelten Stoff und fragte rasch:

„Wo kommt das her?"

„Entschuldigen Sie mich, wenn ich mich in das Gespräch mische," sagte Sophie, sich ein Herz fassend. „Es darf Sie nicht befremden, Gegenstände dieser Art in dem Zimmer einer Dame zu finden. Wenn Sie etwas Näheres zu wissen verlangen, gestehe ich Ihnen gern, daß ich

diesen Stoff heute früh von dem Krämer von Glatz gekauft habe, der die letzte Nacht hier eine gastliche Aufnahme gefunden hat."

„Er ist aber bereits seit länger als einer Stunde fort!" fiel der Baron lebhaft ein.

Der Wachtmeister der Schwadron erschien, um die Meldung zu machen, daß der Gesuchte nirgend zu finden wäre; auch hätten die Hausdiener einstimmig ausgesagt, derselbe sei schon lange weiter gewandert.

„Also doch!" sagte der Rittmeister verstimmt. „Abermals eine vergebliche Jagd. So ist mein Geschäft hier am Ende und ich erlaube mir von der erhaltenen Einladung zum Frühstück Gebrauch zu machen."

Die Tafel wurde frisch gedeckt. Der Rittmeister musterte sie aufmerksam und sagte, wohlgefällig lächelnd:

„Vortrefflich, auf Ehre. Ganz geeignet, den unangenehmen Vorfall vergessen zu machen. Aber hoffentlich werde ich nicht allein speisen? Mein gefälliger Wirth leistet mir gewiß Gesellschaft?"

Der Baron entschuldigte sich, es sei nicht seine Stunde; setzte sich aber doch dem Gaste gegenüber, der fortfuhr:

„Und der Herr dort am Fenster? Wird er uns nicht die Ehre geben? Um Vergebung, Herr Baron.

zählt der Herr zur Familie? Ich bitte um die Ehre, ihm vorgestellt zu werden."

„Ein entfernter Verwandter," stotterte der Baron. „Etwas scheu gegen Fremde, wissen Sie."

„So! so!" entgegnete der Rittmeister und fixirte den Capitain scharf, worauf er sich an Sophie wandte, die eben mit einer Flasche alten Ungar eintrat, welche sie dem Rittmeister mit einer Verbeugung anbot.

„Dank Ihnen, verehrtes Fräulein," entgegnete dieser. „Aber wollen Sie nicht die gleiche Gunst jenem Herrn gewähren, der gewiß, gleich mir, nach einem Labetrunk schmachtet? Wer ist es, um Vergebung?"

Der alte Baron versuchte es, seiner Nichte ein Zeichen zu geben; da sie aber so stand, daß sie den Onkel nicht sehen konnte, sagte sie rasch:

„Ein Fremder, dem mein gütiger Onkel das gestern erbetene Gastrecht gewährte. Wir haben uns noch nicht nach Stand und Namen des Herrn erkundigt."

„Nun, Fräulein," sagte der Rittmeister, „so kann ich Ihnen sagen, daß dieser vermeintliche Fremde nach der Aussage des Herrn Barons ein Verwandter des Hauses ist. Sie werden überrascht sein, das zu erfahren."

Eine peinliche Stille trat ein. Der Baron sah rathlos vor sich nieder. Sophie rang nach Fassung und

sagte: „Geben Sie diesem scheinbaren Widerspruch keine falsche Deutung!" Aber ehe sie weiter sprechen konnte, erhob sich der junge Capitain und sagte:

„Nicht weiter, Sophie. Ich will nicht, daß Sie um meinetwillen eine zweite Unwahrheit sagen. Habe ich, dem Drange meines Herzens folgend, mich an ein keckes Abentheuer gewagt, muß ich die Folgen desselben tragen. Herr Rittmeister, ich bin der Freiherr von Brinken, und stehe als Stabscapitain im Regiment Deutschmeister. Mit diesem Geständniß überliefere ich mich Ihnen zur ritterlichen Haft."

„Unglücklicher!" sagte der Rittmeister. „Sie bedenken wohl kaum die ganze Schwere dieser Worte."

Sophie warf sich zwischen Beide. Thränen erstickten ihre Stimme und nur mühsam rangen sich die Worte von ihren Lippen. Sie bekannte in Allem die reine Wahrheit, schilderte ihre gegenseitige Liebe und wie der Capitain sich nur der augenscheinlichen Lebensgefahr ausgesetzt habe, um ihr einen Beweis seiner innigen Zuneigung zu geben. Ihr Ausdruck trug so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß auch der ärgste Zweifler überzeugt werden mußte. Der Rittmeister war es längst und konnte sich einer tiefen Rührung nicht erwehren.

„Ja, mein Herr," sagte der alte Baron, der hinzu=

getreten war. „Ich bekräftige Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß sich Alles so verhält, wie es Ihnen meine Nichte sagte."

„Ich glaube Alles!" sagte der Rittmeister ergriffen. „Um so mehr bekümmert es mich, daß ich nicht dem Gefühl, sondern nur der Pflicht folgen darf. Ich bin fest von der Schuldlosigkeit des Besuches überzeugt, den der Capitain hier abgestattet hat, aber ich kann ihn nicht ungehindert ziehen lassen."

„Wie?" rief Sophie erschreckt aus. „Sie sehen unsere namenlose Angst; bekennen, daß wir Ihnen die Wahrheit sagten und könnten doch so grausam sein, einen schuldlosen Mann wie einen Verbrecher zu behandeln?"

Der junge Freiherr faßte die Hand seiner Braut und sagte:

„Sprich nicht weiter, Sophie. Ich muß mein Schicksal erfüllen. Mein Herr, ich bin Soldat wie Sie und weiß, daß Sie Ihre Schuldigkeit thun müssen. Gestatten Sie mir, von meiner Braut Abschied zu nehmen."

Der Rittmeister verbeugte sich und ging hinaus.

Sophie hielt den Geliebten so fest umschlossen, als wollte sie ihn nimmer loslassen und sagte weinend:

„David Jonas hat Dich laut genug gewarnt.

Warum bist Du nicht mit ihm gegangen? Er ist in Sicherheit."

„Dieser Krämer," sagte der Freiherr verächtlich, „ist ein erbärmlicher Spion, der für schnödes Gold seine Landsleute an uns verräth. Ich konnte mich nicht zu einer Gemeinschaft mit ihm entschließen. Lassen wir das Vergangene und denken vielmehr der nahen Zukunft."

Ein leises Pochen an der Thür schreckte sie auf. Die Trennungsstunde schlug. Mit blutendem Herzen rissen sie sich voneinander. Der Capitain trat zu dem Rittmeister auf den Flur hinaus. Nach wenigen Minuten sprengten die Husaren den Weg zurück, den sie unlängst gekommen.

Ein tiefer Kummer entstand in dem Hause, wo am Abend vorher so viele Lust und Freude geherrscht hatte.

III.

Piff! Paff! Piff! Paff! hallte es aus dem Thale herauf. Eine Abtheilung des österreichischen Streifcorps, welchem der Stabscapitain von Brinken sich angeschlossen hatte, überschritt die Grenze und stieß mit der halben von Ziethenschen Schwadron zusammen, welche den gefangenen Capitain eskortirte. Die Oesterreicher entdeckten nicht sobald ihren jungen Offizier in der Gewalt der preußischen Husaren, als sie diese mit dreifacher Uebermacht angriffen.

„Die Lust wollen wir Euch versalzen," rief der Rittmeister lachend und ertheilte dem Wachtmeister seine Befehle. Gleich darauf nahmen zwei Husaren den Gefangenen in ihrer Mitte und jagten mit ihm dem nächsten, ziemlich entfernten Dorfe zu. Die Ziethenschen warfen sich nun mit lautem Hurrah dem Feinde entgegen und ein hitziges Gefecht entspann sich zwischen Beiden.

Der Raum, auf welchem das Gefecht stattfand, war ein beschränkter. Westlich erhob sich ziemlich steil ein be=

waldeter Hügel, über dessen Kamm ein schmaler Fußsteig in das jenseitige Thal führte. Hier begann es sich im Gebüsche zu regen. Die Zweige bogen sich auseinander und die Gestalt des Krämers von Glatz war sichtbar. Er stand so, daß er den ganzen Kampfplatz überschauen konnte. Mit wachsender Theilnahme blickte er auf die Streiter und machte seinen Empfindungen durch einzelne Worte Luft:

„Der arme Junge! — Das war ein ächter Ziethenscher Husarenhieb! Den kenne ich! — Hei! — Gegen solche österreichische Kugel schützt auch ein noch so dicker Dolman nicht! — Noch Einer! — Ich kenne diese Eisenherzen. Sie weichen nicht vom Fleck, so lange noch Einer von ihnen den Säbel halten kann. — Da stürzt der Rittmeister! — Alles drängt sich um den Gefallenen! — Und ich stehe hier — O Gott! Gott! Welche schwere Last ist mir aufgebürdet.“

Er sank in das Gras und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Nur vereinzelte Schüsse fielen, dann wurde es ganz still. Das Feld war leer. Mehrere preußische Husaren waren gleich ihrem Führer gefallen, die Andern versprengt. Die Oesterreicher gingen über die Grenze zurück. Den jungen Capitain hatten sie nicht befreit.

Vorsichtig stieg der Krämer von dem Hügel herab und näherten sich den Gefallenen.

„Alle todt! Schlaft in Frieden. Fromme Hände sollen Euch die letzte Lagerstatt bereiten, neben einander, Freund und Feind! Ich aber muß ein anderes Werk erfüllen, denn ich darf nicht zugeben, daß ein Unschuldiger den Tod des Verbrechers sterbe."

Er forschte nach dem Rittmeister, der mitten unter Leichen lag. Dieser hatte sein Leben theuer verkauft. Der Krämer beugte sich zu dem Gefallenen nieder, der bei dieser Berührung zusammen zuckte. Noch war er nicht ganz todt. Als der Sterbende, noch einmal die Augen öffnend, in das Antlitz des Krämers blickte, regte er die Lippen. Es klang wie ein dumpfes Röcheln. Gleich darauf hauchte er den letzten Seufzer aus.

„Er flucht mir!" sagte David Jonas traurig. „Sie fluchen mir Alle! Das ist der einzige Lohn für mein mühsames Geschäft. Dich brauche ich —" fuhr er fort und zog dem Rittmeister einen schweren goldenen Siegelring vom Finger. Als er sich wieder erhob, stand das Pferd des Rittmeisters da und beschnupperte seinen Herrn. Der Krämer, rasch entschlossen, ergriff den Zügel und band es mit demselben an einen nahen Baum. Darauf lud er sich einen der gefallenen Husaren auf. —

„Komm, Kamerad! Dir will ich eine ganz besondere Grabstätte anweisen, still und kühl!" sagte er, als könne der Todte ihn hören, und trug ihn in das Gebüsch. Nach einer geraumen Weile trat David Jonas, als Ziethenscher Husar aus dem Dickicht hervor und bestieg das Pferd des Rittmeisters. „Jetzt noch eines der flüchtigen Pferde eingefangen und dann an's Werk!" sprach er, drückte dem edlen Thiere die Sporen in die Seiten und flog dahin.

Die beiden Husaren, denen der gefangene Capitain übergeben war, hatten ihre Schuldigkeit gethan. Sie erhielten den Befehl, in das nächste Dorf zu reiten und sich von dem Schulzen einen sicheren Ort anweisen zu lassen, wo der Gefangene bis auf weitere Ordre bleiben könne. Das war geschehen. Der Besitzer des Kretscham, der zugleich die Ortsobrigkeit vorstellte, räumte eine Kammer ein und als die Husaren sich überzeugt hatten, daß es nicht möglich sei, aus derselben zu entweichen, da die Mauer stark war und das Fenster nur einen Fuß im Geviert hatte, begnügten sie sich, die sichere Bewachung der Thür zu empfehlen, und machten sich daran, durch Bier und Branntwein mit solcher Beharrlichkeit ihren empfindlichen Durst zu löschen, bis sie nach und nach auf eine nahe Streu sanken und fest einschliefen.

Mit einem wahren Höllenlärm sprengte einige Zeit nachher ein Ziethenscher Husar, ein Beutepferd an der Leine, in den Hof des Kretscham und schrie dem ihn angaffenden Knechte zu, auf das Beste für die Thiere zu sorgen, denen er nur kurze Rast gönnen könnte, da er gleich weiter müsse. Den Kretschmer, der dazu kam, fuhr der Husar gleichfalls an und verlangte zum tausend Donnerwetter zu wissen, wo seine Kameraden wären, und wo man den gefangenen österreichischen Offizier untergebracht habe.

„Der Oesterreicher sitzt sicher und warm, und Eure Kameraden schlafen. Sie haben vorher einen tüchtigen Trunk gethan und werden sobald nicht aufwachen. Wenn Ihr ihnen aber etwas zu vermelden habt, will ich sie aufzuwecken versuchen."

„Nein. Laßt sie nur. Als Unteroffizier müßte ich melden, daß ich die Kerle im Dienst besoffen gefunden und das käme ihnen theuer zu stehen. Ich will von ihnen nichts wissen und verlange nur, zu dem Gefangenen geführt zu werden."

„Daraus wird nichts."

„Und warum nicht?"

„Kenne Euch nicht. Allen Respect vor Eurer Uniform. Glaube auch, daß ein ehrlicher Mann darin

steckt. Aber den Gefangenen liefere ich nur denen aus, die ihn mir übergeben haben."

„Seid Ihr toll? Schaut draußen nach. Ich reite des Rittmeisters eigenes Pferd und hier am Finger trage ich den Siegelring, den er mir als Ausweis mitgegeben."

„Möglich. Aber ich kenne das Pferd des Rittmeisters nicht und seinen Siegelring noch weniger."

„Ihr Schuft! Ich warne Euch! Ihr setzt Euch schwerer Verantwortung aus."

„Das würde ich auch thun, wenn ich ohne Weiteres Eurem Befehle gehorchte; darum bleibt es bei meinem zuerst ausgesprochenen Worte."

Der Mann sagte das Alles ohne Geschrei, aber fest und bestimmt. Der Husar besann sich einen Augenblick und entgegnete dann:

„Brav, Kamerad. Was ich dem Gefangenen mitzutheilen habe, kann auch allenfalls bleiben, bis die Anderen ihren Rausch verschlafen haben. Aber, um die Zeit hinzubringen . . Kretschmer, ich verspüre ein Jucken in der Kehle. Versteht Ihr mich?"

Der Mann war sogleich ganz und gar Wirth. „Kann Euch eine Flasche Pflaumenbranntwein vorsetzen!" sagte er geschmeidig.

„Den trinkt nur selber. Wenn man aus einem Scharmützel mit den Oesterreichern kommt, und solche Ringe am Finger trägt, hat man ein Gelüste nach höheren Dingen. Ihr wohnt der Grenze zu nahe und ehrt das kühne Gewerbe der Pascher zu sehr, als daß Ihr nicht in Eurem Keller eine Flasche guten Ungar für solchen Gast, der ihn bezahlen kann, übrig haben solltet."

„Wenn Ihr das könnt und auch wirklich wollt, mich aber nicht verrathet, so will ich sehen, ob noch eine Flasche aufzufinden ist."

„Sucht gleich nach Zweien, Mann. Und hört! Bringt auch zwei Gläser mit. Da Ihr Euch als einen wackeren Kerl zeigtet, halte ich Euch der Ehre werth, mit einem preußischen Husaren-Unteroffizier aus einer Flasche zu trinken."

Der Kretschmer nickte beistimmend und bald saßen sie beisammen, lachend und trinkend. Der Husar schenkte fleißig ein, betheuernd, der lustige Wirth gefalle ihm über die Maaßen. Dieser, der schon vorhin den Husaren im Branntwein gehörig Bescheid gethan, ließ sich den Wein gut schmecken und versicherte seinerseits, daß ein besserer Mann, als der Herr Unteroffizier, noch nicht bei ihm verkehrt habe.

Der ersten und zweiten Flasche war längst eine dritte gefolgt, und der Kretschmer allmählich so weinselig geworden, daß er den Unteroffizier wiederholt umarmte, und laut auflachend, die hellen Thränen in den Augen ausrief, daß dies der lustigste Tag seines Lebens sei.

„Und doch müssen wir diesem lustigen Tage ein Ende machen, denn ich kann die Botschaft an den Gefangenen nicht länger aufschieben. Und da Ihr mich nicht zu ihm lassen wollt, muß ich die Kerle wecken. Wenn die Hallunken spüren, daß Ihr solchen Wein im Keller habt, trinken sie ihn Euch vor der Nase aus und Euch bleibt das Dürsten und das leere Nachsehn, denn sie haben keinen Heller im Beutel."

„Verflucht!" lallte der Kretschmer. „Haben den Branntwein auch noch nicht bezahlt."

„Werdet auch nichts dafür kriegen, darum thut Ihr besser, Euch an mich und meine Kremnitzer zu halten. Hört! Der arme Kerl in der Kammer dauert mich. Er ist in der Hitze gewiß erschrecklich durstig. Die Christenpflicht gebietet uns, diesen Leiden ein Ende zu machen. Mit dem Gefangenen soll keiner sprechen, aber mit ihm zu trinken ist nicht verboten. Wollen zu ihm hineingehen und ein paar Flaschen mitnehmen."

„Ja! Wollen's!" lallte der Kretschmer mit schwerer Zunge. „Ihr seid'n Teufelskerl, Unteroffizier! Ich will Wein holen! Nehmt Ihr'n Glas! — He? Wo ist mein Keller?"

„Schreit nicht so, sonst weckt Ihr die Schläfer auf;" sagte der Unteroffizier. „Faßt mich unter und dann tretet fest auf. Vorwärts!"

Er führte den Kretschmer bis an den Eingang des Kellers und ließ ihn hinabsteigen. Als Jener unten angelangt war, zog er die bewegliche Treppenleiter hinauf, warf die Fallthür zu und öffnete dann mit dem ihm vom Wirthe eingehändigten Schlüssel die Kammer, worin der Gefangene saß. Als dieser in der Dämmerung die leuchtende rothe Uniform erblickte, fragte er eintönig:

„Ist mein Schicksal entschieden?"

„Das wäre längst geschehen, wenn Eure Begleiter nüchtern geblieben wären und Euch an das nächste Commando abgeliefert hätten!" antwortete der Unteroffizier.

„Wer seid Ihr?" fragte der Capitain, bei dem Ton dieser Stimme rasch aufspringend.

„Ein Mann, den Ihr nicht anders, als mit Verachtung anzusehen gewohnt seid, und der Euch zum

Danke dafür, nahe vor Eurem seligen Ende die Freiheit bringt!" entgegnete Jener.

„Der Spion!" rief der Capitain.

„Ein Mann, der Eurem Regimente und Euch selbst einen Dienst erweist, indem er Euch den Kopf aus der Schlinge ziehen hilft, worin Ihr Euch unbedachtsam gefangen habt. Ich thue das um der Euren willen, die mir manches Gute erwiesen, obgleich Ihr Euch als ein unbesonnener Mann betrugt, der während eines Krieges allein in Feindes Land auf Liebesabentheuer ausgeht."

„Ihr erdreistet Euch!" fuhr der Capitain den Spion an. Der aber sagte:

„Die Preußen werden sich noch viel mehr erdreisten, wenn Ihr mir nicht sogleich Folge leistet. Ein Kriegsgericht ist schnell am Ende. Wenn es Euch wohl will, begnadigt es Euch zu Pulver und Blei. Im entgegengesetzten Fall wißt Ihr vielleicht, was das Schicksal des ertappten Spions ist?"

„Das werdet Ihr mir am besten erklären können!" entgegnete der Capitain bitter.

„Ich spare mir die Schilderung bis zu der Zeit auf, da wir im Freien sind," entgegnete David Jonas. „Jetzt hängt diesen Dolman um, der einem Eurer Be-

gleiter gehört, setzt seine Mütze auf, schnallt seinen Säbel um, dann aber folgt mir in den Hof, wo die Pferde unsrer warten. Sputet Euch, Capitain. Ihr habt noch über die gegenwärtige Minute zu gebieten, aber über die künftige nicht mehr."

Der Capitain mochte die Wahrheit dieser eindringlichen Worte fühlen, denn so schnell er es nur vermochte, hatte er die erhaltene Weisung befolgt. An der Hand des Spions schritt er über die Schwelle. Dieser schloß die Thür sorgfältig ab, und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann betraten Beide den Hof.

Die Husaren hatten sich unterdessen allmählich vernüchtert. Sie rappelten sich von ihrer Streu auf, machten sich gegenseitig Vorwürfe über ihre Unmäßigkeit, polterten in ihrem Winkel umher, ärgerlich und fürchtend zugleich, weil sie den ihnen anvertrauten Gefangenen so lange unbeachtet gelassen hatten. Ein Stein fiel ihnen vom Herzen, als sie sahen, daß die Thür sorgfältig verschlossen war, und sie riefen nach dem Kretschmer, während sie nach der Stube eilten, wo sie ihre Uniformstücke gelassen hatten. Aber mit aller Mühe konnten sie nur die eine Garnitur finden. Fluchend stöberten sie überall umher. Die böse Ahnung kehrte wieder und verstärkte sich, als unter ihnen ein dumpfer

Schrei ertönte. Der Knecht kam herbei und meinte lachend, daß sei der Wirth, der vorher mit dem Unteroffizier dem Weine tapfer zugesprochen habe.

„Was für'n Unteroffizier?" schrieen die Husaren wie aus einem Munde und der Knecht antwortete: „Nun, was weiß ich? Er ist vor einer guten Weile gekommen und eben jetzt weggeritten. Bei'm Fortreiten hatte er Einen bei sich. Glaubte, es sei einer von Euch."

„Hier ist eine nichtsnutzige Spitzbüberei vorgegangen. Schafft den Wirth herbei! Den Wirth!"

Die Fallthür ward aufgehoben und auf das Rufen des Wirthes die Treppe hinabgelassen. Dieser schwankte herauf; schwatzte aber so verworrenes Zeug durcheinander, daß der Verdacht der Husaren stieg und sie sofort den Gefangenen forderten.

Vergebens suchte der Wirth den Schlüssel. Die Thür wurde erbrochen. Die Kammer war leer.

Außer sich vor Zorn, schwangen sich die beiden Husaren in die Sättel und jagten davon. In weiter Ferne wirbelte der Staub, der die Flüchtigen verhüllte, die allmählich in dem Dickicht des Waldes verschwanden.

IV.

Trübe und feucht senkte sich der Herbst auf die Stadt Glatz herab. Um die Scheitel der Berge ballten sich schwankende Nebel. Es war Sonntag. Hell tönte das Geläute, das die Gläubigen zur Sabbathfeier lud, von der katholischen Pfarrkirche zu Sanct Peter am Ringe und der evangelischen Garnisonkirche. Zu beiden zogen, von ihren Offizieren geführt, die zur Kirchenparade kommandirten Truppen, deren gerade jetzt ziemlich viele in der Festung anwesend waren. Aus allen Häusern traten Greise und Matronen, junge, züchtige Dirnen und ehrbare Junggesellen, um gemeinschaftlich im Gebet ihre Herzen zu erschließen.

Nur in dem Hause des Krämers auf der innern Frankensteiner Gasse hatte sich nichts gerührt. Der Laden war fest verschlossen und auch die Hausthür stand nicht weit auf, wie wohl dort üblich ist, wo ein öffentliches Geschäft stattfindet. Des Krämers Frau saß in

dem Wohngemach, und indem sie einzelne Worte vor sich hinsprach, weinte sie zugleich vor Schmerz und vor Zorn:

„Ich will es nicht länger tragen. — Komme es, wie es muß. — Alle Leute rathen mir dazu, und alle Leute haben recht! — Er ist ein Schelm durch und durch, der mir nicht wieder vor Augen kommen soll. Ich will endlich einmal Ruhe haben. Ruhe in meinem Hause, wie in meinem Gewissen."

Da öffnete sich die Thür und herein trat ein ehrsamer Bürgersmann, sonntäglich und mit besonderer Sorgfalt gekleidet. In seinem ganzen Wesen, langsambedächtig, sah man bei'm ersten Blick, daß jedes Wort welches aus seinem Munde ging, vorher wohl erwogen war.

„Sie scheint sich zu wundern, Frau Nachbarin, daß ich schon so früh bei Ihr einspreche. Aber der Dienst der Frommen im Hause des Herrn ist beendigt und man kann, ohne zu sündigen, an das Wohl des eigenen Heerdes denken. Wenn Sie sich besinnen will, wird Ihr beifallen, daß heute der Tag ist, wo Sie mir auf eine gewisse Frage eine Antwort ertheilen wollte."

„Ach, lieber Herr Nachbar Wilders."

„Sammele Sie sich nur erst. Ich habe Zeit. Ja

was ich denn sagen wollte. Es war Ihr um irgend eine Nachricht zu thun? Hat Sie diese erhalten?"

„Nein! Nein! O, der Schelm! Der Meineidige!"

„Schimpfen ist nicht christlich, Frau Nachbarin; und ich halte auf mein Christenthum etwas. Nun?"

„So schlimm ist es noch nie gewesen. Als er zuerst das Hausiren anfing, kam er doch nach vierzehn Tagen heim; später wurde auch wohl ein Monat daraus, oder gar zwei. Jetzt ist ein halbes Jahr vergangen, ohne daß ich ihn mit Augen sah, oder die geringste Nachricht von ihm erhielt."

„Und Sie besinnt sich noch? Folgt nicht dem Rathe Ihrer Freunde, die es gut meinen?"

„Ach Gott, ich fürchte mich, ein Unrecht zu begehen," entgegnete das Weib, die Hände ringend. „Wer mir sagte, was ich thun soll."

„Vor Gericht eine Klage gegen Ihren Mann auf bösliche Verlassung anbringen und die Scheidung beantragen!„ sagte Herr Wilders, die Hand auf ihren Arm legend. „Sie hat dazu vollen Grund. Ihr Gesuch wird stattfinden und Sie ist dann frei."

„Eine geschiedene, verlassene Frau die obenein ruinirt ist."

„Geschieden? Ja! Verlassen? Nein!" sagte Herr

Wilders. „Sie kennt die christliche Neigung, welche ich für Sie im Herzen trage. Vertraue Sie sich mir getrost an; es wird Ihr Schade nicht sein. Und ruinirt? Ich kenne Ihre Vermögens-Umstände, liebe Frau Nachbarin. Herunter ist Ihr Geschäft, und Ihr Gewesen im Verfall, weil Ihr Mann — Na! Lassen wir den ruhen und, wenn es sein kann, für immer! Wenn aber Jemand sich der Sache bemächtigt, der die nöthige Umsicht und den guten Willen hat — und ich denke, ich bin ein solcher Mann — dann getraue ich mir in Jahr und Tag Alles auf den alten Fuß zu setzen. Nun aber zögere Sie auch nicht länger, und sage Sie mir ehrlich, wie ich mit Ihr daran bin."

„Ach, lieber Herr Nachbar. Er ängstigt mich armes, geschlagenes Weib. Er weiß es recht gut, welchen Respekt ich vor ihm habe."

„Ich weiß, daß Sie mir wohlgesinnt ist," sagte der Meister.

„Ja, lieber Herr. Und ich bin fest überzeugt, daß Er mein Bestes will."

Der Meister legte zur Bekräftigung die Rechte auf das Herz.

„Aber ich weiß nicht, wie ich die Angst bezwingen soll, die sich meiner bei dem Gedanken bemächtigt, daß

ich mich von dem David Jonas trennen soll. Gehen wir auch in allen Dingen auseinander, so waren wir doch Eins im Glauben. Der David Jonas und ich sind Beide lutherisch, Er aber . . . ."

„Ich bin römisch-katholisch mit Leib und Seele;" sagte der Meister, und will es bleiben. Sie aber, liebe Nachbarin, ist weder lutherisch noch katholisch. Das Eine möchte Sie werden und das Andere nicht lassen. Daher kommt der stete Widerstreit in Ihrem Gemüthe. Einen solchen Streit aber kann ich nicht ausfechten. Da muß ein Mächtigerer kommen, der Ihr die Augen öffnet. Glücklicherweise habe ich diesen Fall vorher bedacht und die Verheißung wird nicht ausbleiben. Gott spare Sie gesund, Nachbarin, und lasse Ihr das Licht der Erkenntniß klar werden."

Er ging hinaus. Die Frau sah ihm nach und sagte: „Ein recht ordentlicher, besonnener Mann, der gute Wilders. Hält etwas auf sich und lebt sichtlich im Wohlstand. Etwas genau soll er sein, meint die Muhme Pauli. Aber das ist nur Gerede. Und wenn auch, Sparsamkeit erhält das Haus und wohin das Gegentheil führt, das denke ich, zeigt sich hier wohl klar genug. Die Gründe, welche ich für die Scheidung angeben kann, sind gültig, und wenn ich frei sein will,

kann ich frei werden. Um mich ganz und gar vor Vorwürfen zu sichern, könnte ich ja dem David Jonas unter der Hand zu wissen thun, daß er im Fall der Noth nicht darben soll. — Ach! Wie fällt mir nur so tolles Zeug ein. — Nein, wenn es geschieden sein soll, dann für immer. Ich will mein Herz noch ein Mal vor dem Pater ausschütten und was er mir sagt, das will ich thun."

„Gelobt sei Jesus Christ!" sagte Pater Xaver, der schon vor einigen Augenblicken unbemerkt eingetreten war. Frau Jonas ging ihm entgegen, und sagte, ihm die Hand küssend:

„In Ewigkeit, Amen."

„Setze Dich, meine Tochter," sagte der Pater mit milder Freundlichkeit. „Mein guter Beichtsohn hat mir gesagt, daß böse Zweifel Dein Gewissen beschweren. Stehen wir uns auch jetzt noch in allen Glaubenssachen fern, so hege ich die Hoffnung, daß wir einmal nahe, recht nahe beisammen stehen werden, denn die Sonne der Gnade strahlt im herrlichsten Glanze und dringt durch die dichteste Finsterniß. Zu Dir aber, meine Tochter, habe ich stets eine besondere Zuneigung gehabt. War doch Dein Vater mein Jugendfreund, der mir den Schmerz bereitete, sich von seinem Glauben loszusagen

und sich dem Lutherthum in die Arme zu werfen. Darum habe ich Dich, mein Kind, retten wollen, damit Du durch Deine Wiederkehr zum wahren Glauben die Sünde des Vaters mindern sollst. Nun aber sprich auch, meine Tochter, und laß mich bis auf den Grund Deines Herzens schauen."

„Ja, ehrwürdiger Pater, ich will reden. Ich will Alles sagen, was mich quält. Meine Seele soll vor Euch daliegen, wie ein Spiegel."

Der Pater hörte der Sprechenden aufmerksam zu. Die geängstigte Protestantin legte, ohne es recht zu wissen, eine katholische Ohrenbeichte ab. Man konnte während derselben auf dem glatten Gesichte des Beichtigers nicht einen Zug bemerken, der seine eigentlichen Gedanken verrathen hätte. Als die Frau endete, fragte er mit derselben Freundlichkeit:

„Hast Du mir Alles gesagt, meine Tochter?"

„Alles, hochwürdiger Herr."

„So lese ich denn in Deinem Herzen, daß Du dem guten Wilders in allen Ehren beigethan bist und gern ein Glück aus seiner Hand empfingest, was Du bis jetzt entbehrtest."

„Aber meine Hand, mein Wort gehören einem Anderen."

„Nicht mehr, sobald Du es nicht selbst willst," sagte der Pater.

„So soll ich mich von ihm .... trennen?"

„Es ist Deine Pflicht. Wenn Du es thust, werden Viele sein, die sagen, Frau Jonas ist in vollem Rechte mit ihrer Klage. Der Mann hat sie um das Ihrige gebracht und sie dann böslich verlassen. Es ist nur gerecht und kein Mensch kann es ihr verdenken, daß sie ihn wieder verläßt. Aber so spreche ich nicht. Und ich weiß, meine Tochter, Du denkst auch nicht so, denn Du hast ein frommes Gemüth und würdest dem reuigen Sünder nicht nur vergeben, sondern ihn auch zu Gnaden in Deinem Hause aufnehmen."

„Ach Gott! Ach Gott!" schluchzte die Frau. „Es wäre ja nur meine Schuldigkeit."

„Beruhige Dich, meine Tochter, denn es ist dies ein Fall, der nie eintreten wird. Dein Gatte ist kein leichtsinniger Sünder, der bußfertig wiederkehrt. Er ist ein Atheist geworden, mein Kind; das heißt, ein Teufelsanbeter, der alles Christenthum von sich geworfen hat. Selbst sein ketzerisches Lutherthum ist ihm zum Spott geworden. Wie ein Heide lebt er in den Tag hinein; verhandelt der Menschen Leib und Leben,

gleichviel ob Freund oder Feind, um nur seinen Lüsten zu fröhnen."

„Haltet um Gottes Barmherzigkeit willen ein, Herr Pater!" rief die geängstigte Frau. „So wäre es wahr, was mir schon so lange von mehreren Seiten hinterbracht worden, daß der Jonas eigentlich ein wahres Zigeunerleben führt und sich so zu sagen von der ganzen Menschheit losgesagt hat?"

„Wahr, meine Tochter. Und mehr noch, als Du weißt und zu wissen brauchst," sagte der Pater, und indem er sich erhob, nahm er eine Würde an, wie sie nur einem Bischofe eigen, und der Ton seiner Stimme klang voll Hoheit:

„Wenn das Weib in Treuen bei dem Manne ausharrt, den ihr Gott gegeben, damit sie eine christliche Ehe mit ihm führe, so hat sie ein Ihm wohlgefälliges Werk vollbracht. Wenn aber der Mann gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze frevelt, und sie hält auch dann noch bei ihm aus, macht sie sich zur Mitschuldigen seiner Lasterthaten und fällt mit ihm der Verdammniß anheim. Das Weib, welches so hart geprüft wird, daß sie ihre zärtliche Liebe auf eine so schnöde Weise vergolten sieht, soll diese Liebe von sich werfen, denn sie ist zur Sünde worden. Und ob ihr

Herz auch blute, die himmlische Barmherzigkeit wird ihr den Balsam nicht versagen, der die brennende Wunde kühlt. Dieser Balsam ist das Gebet. Bete, meine Tochter, damit Du nicht in Anfechtung fallest. Ich, ein berufener Diener Gottes und Dein Beichtvater, erkläre die Fortsetzung der Ehe mit dem David Jonas für eine Sünde. Was willst Du thun?"

„Ich werde Euch gehorchen, hochwürdiger Herr," antwortete sie schluchzend.

„Das spricht der gute Geist in Dir! Gieb mir dessen zum Zeichen die Hand."

„Nehmt sie hin! Ich gehöre ihm fürder nicht mehr an."

„So sprichst Du jetzt. Wirst Du aber auch fest bleiben in der Stunde der Prüfung? Wenn er nun vor Dir erscheint, bittend oder drohend, schmeichelnd oder betheuernd; Verzeihung erflehend und Besserung gelobend; wirst Du dann, wie jetzt sagen: Hebe Dich weg von mir?"

„Ich werde es, hochwürdiger Pater! Nun ich es einmal beschlossen, weiche ich nicht von meinem Worte. Darauf kenne ich mich und der David Jonas kennt mich auch."

„So gehe ich beruhigt von hinnen. Ich werde

in Deinem Namen das Nöthige veranstalten. Bist Du dann frei, und bist Du, als reuige Tochter, in den Schooß der liebenden Mutterkirche heimgekehrt; hast Du Dein unsterbliches Theil gerettet, soll auch für Dein irdisches Glück gesorgt werden. Dagegen muß ich Dich aber nochmals zur Standhaftigkeit ermahnen, wenn die Prüfung naht. Und damit Du wissest, wie nahe Dir der Versucher, so erfahre, daß jener Mann sich seit diesem Morgen in Glatz befindet. Sei standhaft, meine Tochter."

„Ich bin es, mein Vater," antwortete sie und begleitete ihn bis zur Hausthür, wo er mit einem frommen Segensspruche von ihr Abschied nahm.

Still und in sich gekehrt ging sie in ihr Gemach zurück und suchte umsonst, ihre Gedanken zu ordnen. Es ging Alles wirr durcheinander und nur dies Eine stand fest: die Unverbrüchlichkeit des Gelöbnißes, das sie in die Hände des Paters gelegt.

So dämmerte allmählich der Abend herein.

Da trat David Jonas ein. Langsam ließ er die schwere Hucke von dem Rücken auf den Boden gleiten, und warf den Hut darauf. Fest sah er sein Weib an und fragte:

„Ich habe Dir bei'm Eintreten meinen Gruß geboten. Ist er keines Dankes werth?"

„Mit Vagabonden und Räubern halte ich keine Gemeinschaft!" sagte sie kalt. „Was Du mir warst, bist Du meinem Herzen nicht mehr. Giltst Du nach dem Gesetze noch dafür, so wird dies Gesetz, welches ich für mich angerufen, Dir Dein bisheriges Recht entziehen."

„Weib!" rief David Jonas auffahrend. Nach einer Pause setzte er ruhiger hinzu. „Das sind nicht Deine Worte. Es ist ein Anderer, der aus Dir spricht."

„Nicht weiter!" unterbrach sie ihn. „Streue das verfluchte Ketzergift, das Deinen Athem verpestet, nicht an dieser Stätte aus. Ich habe Dir nur Eines zu sagen."

„Ich höre es."

„Du kehrst nach langer Abwesenheit in ein Haus zurück, das sonst Dein war. Bist Du ermüdet, so ruhe aus. Hast Du Deinen Kram unterweges verhandelt, nimm von hier, was Du begehrst und einen letzten Zehrpfennig dazu, denn ehe die Sonne wieder aufgeht, wirst Du dieser Schwelle den Rücken kehren und sie nie wieder sehen. Bis dahin gehe ich von dannen,

denn wir Beide werden nie mehr unter einem Dache hausen."

„Pater Xaver!" rief der Krämer, die erhobene Faust ballend.

„Ja, dieser fromme Mann hat mich erleuchtet!" sagte sie, die Hände faltend. „Er führte mich zurück zum wahren Glauben und ich will nach seinem Gebote thun, müßte ich auch darüber zu Grunde gehen."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„So mir Gott helfe. Und ich lasse nicht davon, wäre auch diese gegenwärtige Stunde meine letzte."

Der Krämer stand da, keines Wortes mächtig. Dieser Schlag traf ihn zu unvorbereitet.

„Auch das für Ihn!" sprach er vor sich hin. „Ist dies Herz noch nicht genug geprüft?"

Seine Brust arbeitete heftig. Es war ein schwerer Kampf, den er mit sich bestand. Dann aber erhob er sich in voller Kraft und sagte:

„Höre mich an, Weib! Zum letzten Male!"

Bei diesem markigen Ton, den sie noch nicht von ihm vernahm, fuhr sie zusammen. Sie sah mit banger Scheu zu ihm auf, und hörte zitternd diese Worte:

„Du sagst Dich von mir los, weil jener Elende Dir vorlog, Du könntest dadurch Dein Seelenheil ret-

ten. Wenn Du nicht ganz und gar Deiner gesunden Vernunft beraubt warst, mußtest Du voraus wissen, was ich zu diesem Wahnsinn sagen würde. Wenn ich will, so bleibe ich, was ich bisher war, und habe Mittel genug in Händen, ein thörichtes Eheweib in ihre Schranken zurückzuweisen. Ich bin Dein Herr und Meister, und wenn ich befehle, so mußt Du gehorchen. Aber ich bin viel zu stolz, was mir aus freiem Antriebe verweigert wird, feige zu erbetteln, oder zu erzwingen. Nimm zurück, was Du mir einst aus freien Stücken gabst."

Er trat an den Tisch, schrieb einige Zeilen und deutete mit dem Finger darauf:

„Da liegt der Scheidebrief. Wir sind am Ende."

Das Weib des Krämers wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Er verließ das Haus, nur mit Mühe den lauten Ausbruch des Schmerzes unterdrückend. „Nun bin ich auch hier verwaist!" sprach er im Weiterschreiten. „Jetzt habe ich nur noch Ihn!"

Es dämmerte. Pater Xaver saß in seiner einsamen Zelle, sorgsam ein sauber geschriebenes Pergament betrachtend, als er durch ein Geräusch gestört wurde.

„Wer ist da?"

„Der Ellenhans."

„Sei mir willkommen, mein Sohn. Wenn Du auch anderen Glaubens bist als ich, habe ich doch eine große Meinung von Deinem Verstande und Deinem Herzen, und die Hoffnungen, die auf Dich setze, sind nicht geringe."

„Sie trügen, diese Hoffnungen."

„Dann trügt auch die Freundschaft, die ich für Dich empfinde."

„Eine Freundschaft seltsamer Art. Sie lügt mich zum Vagabonden, stempelt mich zu einem Diebe und Räuber, und vertreibt mich aus dem Herzen meines Weibes."

„Deinem Weibe ist die Erkenntniß gekommen. Sie hat ihren Irrglauben begriffen und kehrt reuig zur allein selig machenden Kirche zurück."

„Habt Ihr es endlich zuwege gebracht?" fragte der Krämer mit Bitterkeit. „Wahrlich, Ihr seid ein umsichtiger Geschäftsmann."

„Der Spott des Ketzers verwundet nicht. Du wandelst noch auf der Bahn des Irrthums."

„Man kommt recht gut darauf weiter."

„Ich beklage Dich. Deine Augen werden gehalten, damit sie nicht sehen."

„Gerade heraus, Herr Pater. Ich liebe die Um-

schweife nicht. Warum benutzt Ihr die Schwäche eines Weibes, um sie zum doppelten Treubruch gegen Gott und ihren Ehemann zu verleiten?"

„Um eines großen, erhabenen Zweckes willen," sagte Xaver.

„Verbergt Euch nicht hinter vornehmen Worten; sondern redet schlicht und einfach mit mir. Was für ein Spiel treibt Ihr mit mir, seit ich in Euer'n Dienst getreten bin? Meint Ihr, ich wisse nicht, wie schlecht ich durch Eure und Eurer Genossen Bemühungen in dieser Stadt und in einem großen Theil der Grafschaft angeschrieben bin? Wozu das Alles? Lacht mich nicht so spöttisch an, und überhebt Euch Eurer Macht nicht."

„Du regst Dich umsonst auf, mein Sohn!" sagte Xaver. „Der Zorn macht blind."

„Wo Alle wider mich sind, bin ich ohnmächtig. Ihr dürft nur das Fenster öffnen und den ersten besten Vorübergehenden um Hülfe gegen mich aufrufen, so umgiebt Euch alsbald eine Schaar, die hundert Hände nach mir ausstreckt. Das aber schreckt mich Alles nicht und frei behaupte ich, daß ich vorhin die Wahrheit sagte."

„Es wäre mir ein Leichtes, Dich Lügen zu strafen, aber ich will es nicht. Du sagtest die Wahrheit.“

„So ist es heraus. Und der Grund dieses herzzerreißendenden Spieles?“

„Du sagtest die Wahrheit, wiederhole ich und ich rühme mich meiner That, denn ich habe Großes dadurch bewirkt.“

„Das ist ein Wort, was mich überrascht!“ entgegnete der Krämer, einen Schritt zurücktretend.

„Ein blutiger Kampf hat sich entsponnen um dieses Schlesien,“ sagte der Pater. „Es handelt sich darum, ob dieses Juwel dem Kaiserhause verbleibt, dessen glorreiche Herrin des heiligen Vaters liebste Tochter ist, oder ob das schöne, reiche Land dem Preußenkönige zu Theil werden soll, der Gott und Christum leugnet und die Truggöttin Philosophie zu seiner Gebieterin erkor. Es handelt sich darum, ob die Ketzerei hier ihren Thron aufschlage und mit ihren Greueln dies Volk vergifte, oder ob es, als eines der köstlichsten Edelsteine in Oesterreichs Diadem verbleibe, daß es ferner ein reich geschmückter Altar unserer geheiligten Kirche sei. Dafür brauchen wir Kämpfer, und Du bist der besten Einer.“

„Euer Auge sieht scharf.“

„Du stehst nicht in Reihe und Glied, wo sie unter dem Schutz und Schirm des Kaiserlichen Banners fechten, und bist ihm doch mit treuem Herzen ergeben. Du dienst um so eifriger, als Du Dir den Schein giebst, es mit dem Brandenburger zu halten, dem Du ein Verderber und uns ein treuer Bote bist.“

„Das heißt, Ihr wollt mit dürren Worten sagen, ich sei für gute Bezahlung ein gewandter Spion, auf den sich Oesterreich verlassen kann. Damit ich mich in diesem Gewerbe immer mehr vervollkommne, nehmt Ihr mir Haus und Heimath. Ich soll nur Euer Geschöpf sein. Meine Zeit und meine Kräfte sollen Euch ungetheilt gehören.“

„Du sprichst es selbst aus. Denke, welche Ehren Deiner warten, wenn wir durch Dich siegen. Wir leben in Sorgen vor dem Ketzerkönige. Da sendet der Herr einen aus der Schaar der Abtrünnigen, um uns zu dienen. Das ist ein Glanz der höchsten Gnade, die uns umleuchtet, ein Glanz, der auch Dein Haupt umstrahlt. Und wenn ....“

„Wenn die Preußen mich greifen und mir den Strick um den Hals legen, wird, trotz des Heiligenscheins, der meine Stirn umleuchten soll, kein Oesterreicher da sein, die Schlinge zu lösen!“ sagte der Krä=

mer gelassen. „Pah! Bezahlt und dann mit einem Fußtritt vor die Thür gesetzt, das ist die Art und Weise, wie mit Leuten verfahren wird, die ein Geschäft wie das Meinige betreiben. Setzt Euch nicht weiter mit schönen Worten in Unkosten, Herr Pater; sondern sprecht zu mir in der schlichten Weise, die ich zu vernehmen gewohnt bin. Ihr habt der armen Frau mit der ich sonst leidlich auskam, Himmel und Hölle vorgehalten, damit sie sich von ihrem Glauben und von mir lossage. Ihr meint, ich werde Euch eifriger dienen, wenn ich keine eigenen Angelegenheiten mehr zu besorgen habe."

„Ja!" antwortete der Pater. „Das that ich und ich rühme mich dessen."

Der Krämer sah ihn lange und fest in die Augen, ohne sich zu regen oder ein Wort zu sagen. Der Pater konnte endlich seine Verlegenheit nicht bergen und fragte etwas herabgestimmt:

„Sollte es möglich sein, daß wir uns täuschten? Solltest Du der Geistesgröße ermangeln, die wir voraussetzten? Dächtest Du eben so niedrig, als die Andern, unfähig, Dich für einen großen Gedanken zu begeistern? Antworte mir, ob ich so ganz und gar verblendet war, als ich Dich hoch über Alle stellte?"

„Ihr habt mich richtig erkannt,“ entgegnete der Krämer nach einer Pause mit einer eigenthümlichen Betonung. „Aber es war doch hart, mir mit einem Schlage Alles zu rauben, woran mein Herz hängt.“

„Einst wird es Dir tausendfach vergolten werden. Jetzt wäre der Fortbestand dieses Bündnisses nur zu Deinem Verderben. Wenn Dich auch heute noch Zweifel ängstigen, wird doch bald die Stunde schlagen, da Dir das Licht der Wahrheit leuchten wird.“

„Es leuchtet mir schon jetzt so hell, daß meine Augen geblendet sind!“ sagte der Krämer. „Fahre hin! Wer mich wegwirft, den verwerfe ich auch. Jetzt leuchtet mir nur noch ein Stern.“

„Der Stern Oesterreich's! Folge ihm getrost. Es ist ein großmüthiger Führer.“

„Und das soll gleich geschehen. Der Boden brennt unter meinen Füßen.“

„Nimm meinen Segen mit Dir!“

„Ohne Ceremonien, Herr Pater. Der Segen, den ich zu meinem Werke gebrauche, ist Gold. Da Ihr mir die Kisten und Kasten, aus denen ich bis jetzt nahm, was ich bedurfte, zusperrtet, muß ich mich für mein Hausirgeschäft nach einer anderen Vorrathskammer umsehen. Gold aber habt Ihr nicht und auf Euer'n Segen

borgt mir auch der christlichste Breslauer Jude nicht einen Gulden. Bald sollt Ihr von mir hören."

„O des Spötters!" rief der Pater mit einer Handbewegung. Als aber der Krämer sich entfernt hatte, sagte er:

„Preis Dir, heiliger Ignatius. Deinem mächtigen Beistande danke ich es, daß mir das schwere Werk gelang. Möge es gedeihen zu Deiner Ehre."

V.

Es war im Frühling des Jahres 1760. Die Einwohner der Grafschaft waren in großer Erregung. Von allen Seiten vernahm man Kunde auf Kunde. Jeder wollte etwas Gewisses gehört haben; aber Keiner vermochte für die Wahrheit seiner Nachrichten Bürgschaft zu stellen. Jede spätere Versicherung widersprach der vorhergehenden. Es war, als ob ein neckischer Kobold sich absichtlich hinein menge und die Köpfe verwirre. Nur in einem Punkte waren Alle einig: der Oesterreicher habe es auf Stadt und Festung gemünzt und mit Zagen harrten sie von Tag zu Tag auf das Einrücken derselben in die Grafschaft.

In der Stadt Glatz sah es namentlich sehr kriegerisch aus. Die Besatzung war nur klein. In derselben lagen das Grenadier-Bataillon von Unruh und das Regiment von Quad. Dazu kamen vereinzelte Soldaten anderer Regimenter, zusammen wenig mehr

als drittehalb tausend Mann. Es waren wohlexercirte, tüchtige Leute, voll Muth und Entschlossenheit, voll Treue und Ergebenheit gegen ihre Offiziere.

Ihre größte Hoffnung setzten die Bürger auf den commandirenden Offizier der Hauptfestung, den Obersten von Quad und den ersten Commandanten von Glatz, den Oberstlieutenant d' O, einen Italiener, der, wie Viele, angelockt von dem steigenden Kriegsruhm des Preußen-Königs, unter Seinen Fahnen Ehre und Sieg zu erkämpfen strebte.

Der Commandant war mit Eifer seiner großen Sache ergeben. Allen Bürgern von Glatz war es eine ausgemachte Sache. Wenn er frühe durch die Straßen ging, um nach den Arbeiten zu sehen, die er zu mehrerer Sicherheit an allen befestigten Punkten vornehmen ließ, richtete sich mancher sorgenvolle Blick fragend auf ihn; manche Hände streckten sich sehnsüchtig nach ihm aus.

Es war ein Rumoren in der Stadt vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Selbst bei Fackelschein ward an manchen Stellen mit Eifer geschafft. Wenn der Soldat die Last nicht allein bewältigen konnte, kamen die Bürger ihm zu Hülfe. Die Bewohner der

Vorstädte und der umliegenden Dörfer wurden aufgeboten, das wichtige Werk fördern zu helfen.

Dazu kam, daß die Nachrichten immer beunruhigender wurden. Hier wollte man wissen, daß der Feind die Gränze bereits überschritten habe; dort nannte man schon die Namen der Dörfer, welche die Oesterreicher besetzt hielten. Das Gerücht vergrößerte die Zahl der Truppen mit jeder Stunde.

Wer hatte, mitten in diesen allgemeinen Nöthen, diesen endlosen Wirrsalen und Bedrängnissen, Zeit und Lust, sich um das Schicksal der Einzelnen zu bekümmern? Wer dachte noch an das Weib des vielfach beschimpften und verhöhnten Krämers? Niemand.

Wie so ganz anders vor Jahr und Tag. Wie allgemein war das Frohlocken, als dieser schwer angeklagte Mann für den schuldigen Theil erklärt ward, und man das Band der Ehe löste. Wie glücklich pries man das Loos der geretteten Frau. Wie laut tönte der Beifall der Menge, als der Pater Xaver sie im Angesicht der ganzen Gemeinde als eine fromme Gläubige in den Schooß der katholischen Mutterkirche aufnahm und darauf ihre Hand in die des ehrsamen Meister Wilders legte, zum frommen Verlöbniß, damit sie in der neuen Ehe ein Glück fände, das ihr die frühere

nicht gewährte. Und als nun der Tag kam, an welchem die noch immer stattliche Frau, an der Hand des ehrbaren Webermeisters Wilders, die katholische Kirche zu Sanct Pauli am Ringe betrat, wo der Pater Xaver ihrer harrte, um sie einzusegnen, da war es gewesen, als sei der ganze Stadttheil in Bewegung gerathen, so voll war es auf dem Wege zum Gotteshause. Und in demselben drängten sich die Menschen so sehr, daß nicht ein Apfel hätte zur Erde fallen mögen. Das war ein Ehren- und Freudentag. Die glückliche Braut, die jetzt Frau Wilders hieß, sah freudestrahlend um sich her und hielt an der Hand des neuen Gatten ihren Einzug in dessen Haus. Da fanden sich Tag um Tag Verwandte und Freunde ein, die sich nicht genug freuen konnten, daß sie eine solche Frau der Sippschaft beizählen durften, und des Lachens, des Scherzens, des Schmausens ward kein Ende.

Und jetzt? Es ist kaum jährig gewesen und Alles ganz anders. Die Freunde und Verwandten hatten sich nach und nach aus dem Hause des Meisters verloren, weil es nicht so aus dem Vollen ging, als sie es dachten. Die Meisterin war auf sich und ihre Magd angewiesen. Mehr weibliches Dienstvolk litt der Meister trotz des großen Hausstandes nicht; wo

viele Mägde sind, pflegte er zu sagen, wird die Frau zur vornehmen Dame. Die meine aber ist eine schlichte Person, deren Hände nicht zu gut sind, Alles selbst anzufassen.

Es schlug eilf Uhr. Wilders trat in die Stube, sah sich überall mißbilligend um, und rief nach seiner Frau, die bestürzt herbeieilte.

„Was ist das nun wieder?" fragte er in der ihm eigenen Weise. „Wirst Du denn nie zur Einsicht gelangen? Es ist eilf Uhr vorbei und noch ist der Tisch nicht gedeckt. Die Leute kommen schon aus der Werkstatt. Sollen sie hier müßig umherstehen und soviel später zu dem Webestuhl zurückkehren?„

Sie machte sich sogleich an die Arbeit. Der Meister sah ihr zu und hatte fortdauernd zu mäkeln.

„Habe doch ein Einsehen, Mann!" sagte sie innehaltend. „Ich bin ganz und gar herunter seit der mehrwöchentlichen Kranheitt."

„Willst wohl eine zweite Magd dingen, damit noch Jemand im Hause ist, der in diesen schweren Kriegszeiten das Bischen Vorrath desto schneller aufzehren hilft? Nicht nöthig. Bin schon durch Deine mangelhafte Wirthschaft genug herunter."

Eine leichte Röthe flog über das Gesicht der gekränkten Frau:

„Rücke mir nicht meine schlechte Wirthschaft vor. Ich thue, was ich kann, um mit dem Wenigen auszukommen, was ich Dir stets abbetteln muß. Ich betteln! Und habe Dir ein so ansehnliches Heirathsgut zugebracht.“

Aber ihre Kraft war schon zu Ende. Die täglichen Quälereien, welche sie endlich auf das Krankenbette warfen, hatten auch ihre geistige Energie getödtet. Sie setzte ihre Arbeit schweigend fort und sagte nur einmal leise vor sich hin:

„Wer mir das früher gesagt hätte!“

„Freilich!“ entgegnete der Meister. „Da hätte sich die gestrenge Frau Jonas wohl bedacht. Danke Du Gott, daß es so gekommen ist. Du hast doch nun ein Obdach, das Dich schützt, und einen Tisch, woran Du Dich sättigen kannst; während Dein Krämer Dir längst Alles durchgebracht hätte und Du mit ihm von Dorf zu Dorf umherziehen müßtest. Aber da sind die Leute; darum Lied am Ende und bringe das Essen.“

Meister Wilders trat an das obere Ende des Tisches und nahm die Kappe zwischen die gefalteten Hände. Er betete das Vater-Unser, zusammt dem Sprüchlein:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segne, was Du bescheeret hast;“
und nahm seinen Platz. Die Leute wiederholten das Amen, und setzten sich nieder.

Es war ein trauriges Leben an diesem Tische, wo der Meister mit Argusaugen über jedes Stück Brod wachte, was die Leute abschnitten, und die Meisterin mit ihren Augen den Teller nicht verließ, um nur nicht in das finstere Gesicht ihres Mannes zu blicken. Was in den Häusern anderer Gewerksherren eine Lust war, das wurde hier eine Last. Die Leute waren zufrieden, wenn sie sich nothdürftig gesättigt hatten, daß sie wieder hinaus konnten.

„Und nun frisch an die Arbeit, damit wir endlich vorwärts kommen!“ rief der Meister ihnen nach und nahm das Buch zur Hand, worin die verschiedenen Bestellungen eingeschrieben waren. Die Frau, welche sich unbemerkt glaubte, setzte sich seitwärts und sagte:

„Mir geschieht schon recht! Ich habe es um ihn verdient.“

Aber Meister Wilders hatte ein scharfes Ohr und wandte sich zu ihr:

„Nun schließest Du mir Dein wahres Gemüth auf und zeigst Dich in Deiner wirklichen Gestalt. Es

quält Dich, daß es hier still und ehrbar zugeht, und Du einen Mann hast, der das Seinige zu rathe hält. Dein Sinn steht nach dem tollen Leben, wie es der Kerl, der Jonas, trieb, der von Großen und Kleinen, von Niedrigen und Vornehmen mit der ihm gebührenden Verachtung behandelt ward."

Der Meister fuhr fort gegen den verbannten Krämer zu eifern. Die Frau hielt nur mit Mühe an sich. Aber plötzlich wurde die Strafpredigt unterbrochen. Ein dichter Haufe tobte die Straße entlang mit wüstem Geschrei. Meister Wilders öffnete das Fenster und fragte:

„Nachbar, was giebt es da?"

„Das Volk ist wie toll. Es sollen Nachrichten da sein von den Oesterreichern," antworteten die beiden Zunächststehenden.

„Die sind auch da;" sagte ein Dritter. „Und schlimme. Der Laudon hat ein sechs und zwanzig tausend Mann starkes Corps zusammen gebracht, und nähert sich damit der Grafschaft."

„Was nähert! " eiferte ein Vierter. „Die Pässe bei Silberberg und Warthe sollen schon besetzt sein."

„Gott helfe uns armen Leuten!" sagte Meister Wilders sich bekreuzend und schloß das Fenster. „Sie

kommen uns über den Hals, wie das böse Zeug, und der verdammte Krämer, wenn er noch lebt, hat gewiß auch die Hand dabei im Spiel. Was stehst Du da müßig und flennst? Geh an Deine Arbeit."

So grollte der Meister in seinem Hause still fort. Draußen auf den Gassen aber grollte es desto lauter. Die Menge zog in den verschiedensten Gruppen durch die Straßen. Die von dem Roßmarkt und der Königshainer Vorstadt gesellten sich zu ihnen. Jeder Augenblick brachte etwas Anderes, ebenso unerwartet, als unerwünscht.

„Ihr meint also, Gevatter, daß es die Oesterreicher im Ernst auf uns abgesehen haben?"

„Freilich. Und wenn es denen wirklicher Ernst ist, sind wir geliefert."

„Sagt das nicht. Die Preußen halten fest und werden uns nicht fahren lassen."

„Pah! Die Preußen haben ja nur eine Hand voll Leute. Und dann dieser Commandant! Ein Italiener ist er und O heißt er. Setzt noch einen Buchstaben zu und nennt ihn O W!"

„Um aller Heiligen willen! Nehmt Euch in Acht. Wie kommt Ihr dazu, den Herrn so hart zu beschuldigen? Und einen Herrn, der viele Bajonette comman-

dirt. Ist er nicht früh und spät allert? So zu sagen, überall, hinten und vorn? Hat er nicht...."

Der Andere fiel ihm in die Rede: „Hat er nicht beinahe alle Tage mit dem Pater Xaver zu thun? Und das nicht einmal offen, vor aller Welt. Wenn sie sich auf der Gasse begegnen, grüßen sie sich kaum und in das Gouvernements-Haus schleicht sich der Pater durch die Hinterthür. Wird eine schwere Zeit, worüber ich Euch meine Meinung sagen will."

Der Mann kam nicht dazu, seine Meinung kund zu thun. Ein andringender Haufen trennte ihn von seinem Gevatter.

„Na! Nur sachte! Was giebt es denn, daß Ihr so unmanierlich tobt?"

„Was es giebt? Wißt Ihr's denn nicht? der Kerl, der David Jonas ist wieder da."

„Habt Ihr'n gesehen?"

„Ich nicht. Aber die taube Korbflechterin neben mir an sagt, sie sei ihm draußen am Roßmarkt dicht bei der Minoritenkirche begegnet. Kann die Alte auch nicht hören...."

„So kann sie dafür desto schlechter sehen," spottete der Andere. „Das ist nichts."

„Es ist nur zuviel. Es haben ihn noch Mehrere gesehen, die es beschwören wollen, daß er da ist."

„So muß man auf ihn fahnden!"

„Geschieht schon. Und Euch sage ich es auch an, damit ihr ein wachsames Auge habt. Da kommt Jemand, der eine neue Botschaft bringt. Was wollet Ihr sagen?"

„Leute, es steht schlimm. Die Oesterreicher rückten in Pischkowitsch, Saritsch und Niederhansdorf ein. Wir sind ganz und gar umzingelt."

„Es giebt wieder eine Blokade, und wie ich den Oberst von Quad kenne, eine langwierige, denn der giebt nicht nach, so lange er noch einen Soldaten hinter sich hat. Schlimme Zeiten sind im Anzuge."

„Und stille Zeiten," fiel ein Anderer ein. „Sind Wenige unter Euch, die noch wissen, wie es zur Zeit der Blokade Anno vier und vierzig war. Da durfte während deren ganzen Dauer mit keiner Glocke geläu- läutet werden und alle Uhren standen still. Es war recht unheimlich."

„Als ob ich es nicht erlebt hätte. Wir sind alte Knaben, Nachbar. Aber kommt aus dem Gedränge. Hier ist ein sicherer Winkel. Sagt mir ehrlich, ob Ihr

für den Fall der Noth versehen seid? Kenne Euch als einen vorsichtigen Mann. Habt Ihr nicht für Geld und gute Worte etwas übrig für Einen, der nicht so gescheut gewesen ist?"

„Nicht ein Stäubchen. Kommt keine Zufuhr auf den Markt, bevor wir vollends eingeschlossen sind, muß ich mich auf's Hungern einüben. Und ich fürchte, das geschieht früher, als Einer denkt. Immer belebter wird es in der Stadt. Nicht nur, daß wir die aus den Vorstädten bei uns aufnehmen müssen; sie kommen von weit und breit hierher. Manche Häuser, deren Besitzer das Bischen Miethzins gern mitnehmen, sind bis unter das Dach gefüllt. Da! Wieder neue Gäste! Und man darf ihnen nicht einmal die Thür weisen."

Eine schwerfällige Kutsche rumpelte heran. Ein bärtiger Kutscher im weiten Rocke, der mit einem Gurt zusammen geschnürt war, lenkte die sichtlich ermüdeten Rosse durch das Gedränge. Hinten auf dem Gepäck saß ein alter Diener und hielt die Augen geschlossen, als schliefe er, um nicht auf die Bemerkungen antworten zu müssen, die ihm zugerufen wurden. In dem Wagen selbst saß der Baron von Sentzen mit seiner Nichte Sophie. Endlich hielten sie vor dem königlichen Gouvernementshause am Schloßberge. Der Kutscher

stieg vom Bock und dem Diener zurufend, er möge Jemand suchen, der für die Pferde sorge, öffnete er den Schlag. Eine herbei gerufene Ordonnanz meldete den Baron und der Kutscher flüsterte diesem zu:

„Bis hierher habe ich Euch glücklich gebracht. Für das Weitere müßt Ihr selbst sorgen."

Der Baron stieg, seine Nichte am Arme, zu dem oberen Stock des Gouvernementshauses hinauf, wo er um die Ehre bat, dem Oberstlieutenant gemeldet zu werden. Nach einigen Augenblicken trat dieser ein. Unter den buschigen Brauen blitzten tief dunkle Augen; ein schwarzer Bart zog sich um das scharfmarkirte Gesicht.

„Ich kenne bereits Ihr Gesuch, Herr Baron," sagte er nach der ersten Begrüßung. „Sie können sich die Mühe sparen."

Der Baron drückte durch Pantomime sein Staunen aus. Jener fuhr fort:

„Wie ich Ihnen sagte. Man hat sie aus Ihrer Besitzung vertrieben und Sie suchen hier Schutz. So lange ich ihn gewähren kann, soll er Ihnen werden. Und wenn Sie um eine Wohnung verlegen sind, so stehen für Sie in dem Seitenflügel dieses Hauses ein Paar Zimmer bereit."

„Tausend Dank, Herr Commandant."

„Der Weg hierher war mit vielen Gefahren verknüpft. Sie müssen einen gescheuten Kutscher haben," sagte der Oberstlieutenant lächelnd, „denn nur einem Solchen konnte es möglich werden, unbelästigt hierher zu gelangen. Haben Sie den Mann selbst herangebildet?"

„Der Herr Oberst irren," sagte der Baron verlegen. „Mein Kutscher wurde in dem Gefecht, das sich bei unserer Abreise entspann, vom Bock heruntergeschossen. Da kam jener Mann, als ein rechter Helfer in der Noth."

„Also eine Bekanntschaft von ungefähr? So sind Sie ein wahres Glückskind, denn der Vorsorge dieses Mannes haben Sie es zu danken, daß ich Ihnen ein vielleicht erwünschtes Anerbieten machen kann. Aber Sie werden mich für jetzt entschuldigen. Vielleicht darf ich bei Tische auf Ihre und der jungen Dame Gesellschaft rechnen? Sie werden sehen, daß wir trotz der ernsten Zeiten recht heiter zu sein vermögen; vorausgesetzt, daß die Oesterreicher uns dazu Zeit lassen."

„Um Gotteswillen, mein Herr; so befürchten Sie also .. ?"

„Ein preußischer Offizier befürchtet nie etwas; er

ist auf Alles vorbereitet!" entgegnete der Commandant stolz, den Baron entlassend. Gleich darauf trat der Pater Xaver durch die Hinterthür ein.

„Freuen Sie sich, mein Sohn. Ich habe Ihnen angenehme Nachrichten zu bringen."

„Still, Pater! Wie unvorsichtig."

„Ohne Sorge, mein Sohn," sagte dieser. „Wir sind vollkommen sicher. Aber wenn es Sie beruhigt, gehen wir in Ihr Kabinet und Sie befehlen, daß uns Niemand störe."

„Ich folge Ihnen dahin. Was ist das für ein Lärm auf der Gasse?"

„Nichts, das uns kümmern dürfte. Der Pöbel umgiebt den Wagen der eben angekommenen Fremden. Sie behaupten, es wären verdächtige Leute. Einer will in dem Kutscher einen ausgestoßenen Glatzischen Bürger erkannt haben."

„Dieser Jonas ist ein verwegener Bursche!" sagte der Commandant. „In seiner Tollkühnheit vergißt er jede Vorsicht. Statt uns zu nützen, wird er uns noch verderben."

„Der verdirbt uns nicht!" entgegnete der Pater zuversichtlich, dem Kabinette zuschreitend. „Den habe ich geschult."

Der Abend dunkelte herein. Frau Wilders hatte das Haus verlassen, um der Abendandacht beizuwohnen. Gestärkt kehrte sie aus dem Gotteshause zurück und schlug den nächsten Weg nach Hause ein, der durch ein Seitengäßlein führte. In der Dunkelheit drängte sich ein Mann, den breitkrämpigen Hut tief in die Stirn gedrückt, dicht an sie und sprach:

„Sie trägt schwer, Frau. Man sieht es Ihr an.“

Frau Wilders bebte bei dem Ton dieser Stimme zusammen. Der Fremde fuhr fort:

„Wenn Sie eines Beistandes bedarf, sage Sie es dreist. Ich schaffe ihn.“

Die Frau nahm sich zusammen: „Sorge Er nur für sich allein. Was ich mir auflud, kann ich auch fortbringen.“

„Damit Du es mit erleichtertem Herzen kannst, alte Gertrud,“ sagte der Mann mit plötzlich veränderter Stimme, „denke stets daran, daß ich Dir von ganzem Herzen vergeben habe.“

„Jesus Maria!“ rief sie aus. „Das war der Ellenhans!“

Vorübergehende hatten es gehört: „Der Ellenhans ist da! — Wo? Wo? — Redet, Frau! — J, Du mein Herrgottchen, das ist ja die Wilders! Und der

David Jonas hat Sie angefallen? Er wollte Sie wohl umbringen?"

Die Frau war nicht im Stande zu sprechen, und Einer rief:

„Was fragen wir viel? Der Kerl in dem langen Rocke und dem breitkrämpigen Hut, der vorhin bei ihr stand, ist es gewesen. Dem setzt nach."

Die Verfolger waren noch nicht weit, als der Vorderste über etwas stolperte. Er griff danach und sagte:

„Da liegt der Rock! Aber der Kerl steckt nicht mehr darin."

„Der Spitzbube hat immer ehrliche Leute genarrt. Wo ist denn nur die Wilders geblieben? Am Ende steckt die noch mit dem Spion unter einer Decke. Da kommt die Patrouille! Gut Freund!"

„Sie hat ja noch gar nicht Wer da? gerufen."

„Thut nichts. Man kann gegen die Blauröcke nicht höflich genug sein. Aber Hut und Rock wollen wir doch gleich nach der Commandantur tragen. Es ist eine Art Livrée. Vielleicht giebt es einen angemessenen Finderlohn."

Es ward allmählich leer in der Stadt. Nur die Ronden zogen halbstündlich durch die Straßen.

Tiefe Stille überall. Aber die Posten auf den Außenwerken des Schloßberges, die weit in das Land hinein lugten, sahen am äußersten Horizont die Wachtfeuer der Oesterreicher in der Finsterniß hell aufleuchten.

VI.

Jammernde Weiber eilen in das Innere der Stadt. Ihre wenigen Habseligkeiten schleppen sie auf dem Rücken fort; die weinenden Kinder an der Hand. Es sind die Weiber aus der Vorstadt Neuland vor dem grünen Thore, deren Häuser der Kommandant niederreißen läßt. Noch harren die Männer draußen, um einen Versuch zu machen, sich das traute Plätzchen am Heerde zu erhalten, oder doch mindestens ihr Eigenthum zu bergen. Aber drinnen in der Stadt ist Alles überfüllt. Kein Raum zu beschaffen für den alten, liebgewordenen, von dem Großvater auf den Enkel vererbten Hausrath. Er liegt unter freiem Himmel, in den Straßen verstreut, herrenlosem Gute gleich, Niemandem verboten, der sich daran bereichern will. Aber es zeigt sich Keiner, der die Hand danach ausstreckt. Der Besitz ist werthlos geworden.

Ein neues Elend kommt zu dem alten. Der

Kommandant ertheilt den Befehl, die Schleusen zu sperren. Die Fluthen der Neisse steigen über die Ufer hinaus. Der Roßmarkt und die Königshainer Gasse werden überschwemmt; ihren Bewohnern bleibt nur die Wahl, zu ertrinken, oder in das Innere der Stadt zu flüchten. Jenseits der brausenden Fluthen stehen die Oesterreicher, welche im Vorrücken ihre Verschanzungen aufwerfen und die Stadt immer fester einschließen.

Der österreichische Feldzeugmeister Graf Hartsch leitet die engere Blokade. Seine Soldaten sind eifrig bemüht, den Anweisungen ihrer Genie-Offiziere Folge zu leisten und die Bauern werden gezwungen, ihnen zu Hülfe zu kommen. Zwischen den langen Reihen der Schanzenden und Karrenden, gehen abwechselnd Korporale mit martialischem Gesicht, das spanische Rohr in der Hand; oder geschäftige Soldatenweiber, die ihren Männern eine Erfrischung zutragen; oder mit Speise und Trank beladene Händler, die den Bedürftigen gegen gute Zahlung das Nothwendige bringen. Der Letzteren Einer hat, weniger auf seinen Vortheil bedacht, von manchem armen Teufel die dargebotenen Kreuzer nicht genommen, sondern ihm auf die Schulter klopfend gesagt: „Ein guter Kamerad soll nicht dursten, so lange ich selbst noch einen Tropfen habe; Deine Kreuzer kannst

Du wohl sonst noch brauchen, denn nicht Alle, die meines Gleichen sind, denken so." Endlich hatte er, trotz der vielen Anfechtungen, die einem so seltenen Marketender zu Theil werden, das Ende der Verschanzungen erreicht und schritt geradesweges auf einen Offizier zu, den er militairisch grüßte und ihm dann vertraulich zuwinkte. Verwundert sah der Offizier den Marketender an. Dieser trat näher und sagte:

„Glück auf, Capitain. Die Eurigen sind wohl, und lassen Euch grüßen."

„Wer seid Ihr?" fragte Jener, aber ihn näher anschauend, sagte er in demselben Augenblicke:

„Nun erkenne ich Dich!"

„So laßt mich in aller Stille in Euerm Gedächtnisse fortleben," antwortete der Marketender. „Ich bin mit einer wichtigen Botschaft auf geradem Wege in Euer Hauptquartier und mache diesen Umweg nur auf die besondere Bitte Eurer schönen Braut. Sie und der alte Baron sind gesund. Ihre Besitzung haben sie verlassen und sich nach Glatz geflüchtet. Ich selbst habe sie hinein kutschirt. Diese Zeilen sind für Euch. Wenn eine Antwort darauf nöthig ist, will ich sie auf dem Rückwege von Euch abholen."

Die letzten Worte wurden schon aus der Entfer-

nung gesprochen. Der Marketender war verschwunden, bevor noch der Offizier sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

Wiederum weit ab von dem eben geschilderten Schauplatz, dort, wo die Grafschaft mit Schlesien gränzt, lagerte am Bergesabhange, von dem Schatten der Nacht sorgfältig behütet, das preußische Corps des Generals Fouqué. Er hatte sich, der österreichischen Uebermacht weichend, zurückgezogen. Aus der Stellung, die der General zwischen Schweidnitz und Breslau nahm, hoffte er, den aus den Bergen vordringenden Gegnern mit Erfolg entgegen zu treten. Da er die Gebirgsbewohner nicht mehr wirksam schützen konnte, hoffte er hier mindestens die Bewohner des platten Landes vor den Mißhandlungen des Feindes zu sichern.

Auf einer Anhöhe, unter dichtbelaubten Bäumen, das ausgedehnte Lager beherrschend, stand das große Zelt des Feldherrn. Das Innere desselben war so einfach als möglich. Im Hintergrunde stand das Feldbett. Unfern davon ein mit Karten und Briefen bedeckter Tisch, den eine trübe brennende Lampe mühsam erhellte.

Mit der Linken auf eine Ecke des Tisches gestützt, stand die Heldengestalt Heinrich August de la Motte

Fouqué, der sehr mächtige Baron von Thonnai-Bouton, und Herr von Saint-Surin, der Freund des großen Friedrichs und einer seiner glorreichsten Mitkämpfer auf dem Felde der Ehre. Er rühmte sich, von dem uralten Geschlechte der Herzöge von Anjou zu stammen, und blickte oft im Geiste zu dem Sitze seiner Ahnen hinüber, dessen Trümmer auf einem Hügel in der Normandie noch den goldenen Querbalken zeigen, unter welchem die goldene Kugel frei im blauen Felde schwebt.

Aber in dieser Stunde ist der frohe Muth, den der Feldherr sonst in der schwierigsten Lage zu zeigen gewohnt war, von ihm gewichen. Eine dunkle Wolke lagert auf seiner Stirn. Die Röthe des Zorns brennt auf seinen Wangen. Er hat den Schritt, den er gethan, dem königlichen Freunde gemeldet, hat ihn mit allen Gründen belegt, die ihn dazu bewogen, und um die königliche Billigung gebeten. Aber Friedrich, in steter Aufregung während dieser unruhvollen Zeit, schon verdrießlich, daß einer seiner Generale gegen den ihm stricte ertheilten Befehl handelt, vielleicht auch festiglich überzeugt, daß ein großes Unglück vermieden worden, wenn Fouqué auf seinem Posten geblieben wäre, schrieb diesem flammende Worte des Zornes, worin sich die

völlige Ungnade des hohen Herrn unumwunden aussprach.

„Mir das!" sprach er vor sich hin. „Mir, der ich ihm anhing in unwandelbarer Treue und auch in diesem Augenblicke noch glaube, daß ich zu seinem und des Vaterlandes Heil gehandelt habe! — So möge fürder dienen, wem es gleich gilt, wenn er gescholten wird gleich einem Schulbuben nach Lust und Laune. Ich trete ab von dem Schauplatz, auf welchem die treuesten Dienste mit Undank und Mißtrauen belohnt werden. Was hätte ich denn für alle Sorge und Anstrengung, für alles vergossene Blut, wenn der Lohn, der in der freudigen und rückhaltlosen Anerkenntniß meiner Thaten liegt, mir vorenthalten wird? Vorenthalten von ihm, den ich Zeit meines Lebens vergötterte."

Er ging in großer Erregung auf und ab. Sichtbar kämpfte er mit sich selbst, einen entscheidenen Entschluß zu fassen. Er vermochte nichts über seine erregte Leidenschaft.

Einer der dienstthuenden Adjutanten war eingetreten. Ein junger Offizier, von begeisterter Bewunderung für seinen Feldherrn erfüllt. Er sah mit großer Bekümmerniß die äußerste Verstimmung, deren Grund

dem Offiziercorps wohl kein Geheimniß war. Der General hatte den jungen Mann gern und ihn öfters bei paßlichen Gelegenheiten ausgezeichnet, darum faßte dieser sich ein Herz. Er verursachte ein Geräusch, das den General aus seinem Brüten aufschreckte und sagte dann, sich bescheiden nähernd:

„Mit Bekümmerniß bemerken die Offiziere die tiefe Niedergeschlagenheit Euer Excellenz. Fern von der Anmaßung, ein Geheimniß durchdringen zu wollen, das Euer Excellenz uns verbergen zu müssen glauben, bitten wir doch um die Erlaubniß, Ihnen unsere aufrichtige Theilnahme auszusprechen und Sie unserer unerschütterlichen Ergebenheit versichern zu dürfen.“

Der General schien anfänglich nicht angenehm berührt zu werden. Aber die Worte, welche aus dem tiefinnersten Herzen des jungen Mannes kamen, warfen einen milden Schein in sein verdüstertes Gemüth, und mit mehr Milde, als man in diesem Augenblicke hätte vermuthen sollen, entgegnete er:

„Sie und Ihre Kameraden mögen sich beruhigen. Es ist nichts. Nur ein für den Augenblick unangenehmer Vorfall, der mich allein betrifft. Mich ganz allein. Ich danke aufrichtig für die Theilnahme der Herren; aber, wie gesagt, es ist nichts! Gar nichts!“

Er wandte sich seitswärts, als erwarte er, daß der junge Offizier sich entferne. Als dieser nicht ging, fragte er kurzab:

„Was giebt es noch?"

„Ein Bote steht draußen, der versichert, er müsse nothwendig mit Euer Excellenz sprechen."

„Wer ist es?" fragte der General rasch.

„Es ist der Hausirer, den Sie schon öfters gesprochen haben. Man will nicht viel Gutes von ihm sagen. Der Hauptmann Wolfers vom Regiment Koschembar behauptet sogar, — ich bitte um Entschuldigung für das Wort, General, aber ich muß es sagen, — daß der Kerl durch und durch ein Hundsfott ist und an den ersten, besten Baum gehängt zu werden verdiene."

Der General hatte sich gesammelt. Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Ein heiteres Lächeln spielte um seinen Mund und er sagte gelassen:

„Der Mann ist, wie Viele seines Gleichen, ein Hausirer, der seine Waaren am liebsten Dem verkauft, der sie am besten bezahlt. Wir wollen sehen, was der Kram werth ist, den er eben jetzt zu Markte bringt. Lassen Sie ihn kommen."

Der Adjutant folgte dem Befehl. Der Gemeldete trat ein. Der Vorhang vor dem Zelteingang fiel zu.

Der General und der Hausirer waren allein. Ersterer ließ seinen Blick fest auf dem Mann ruhen, der vor ihm stand, und sagte:

„David Jonas, was bringt Er?"

„Eine Botschaft zur rechten Zeit, General. Diese österreichischen Depeschen. Ich denke, sie werden Euch gute Dienste leisten, und was unterweges zwei gesunde Augen wahrnehmen können, bekommt Ihr in den Kauf."

Der General, der die Depeschen rasch überflogen hatte, hörte dem Krämer aufmerksam zu. Als dieser endete, fragte er:

„Er hat in der kurzen Zeit Großes gethan. Wie viele Augen hat Er in Seinem Solde?"

„Nur zwei, Excellenz, wie ich vorhin sagte. Aber diese beiden Augen haben zu getreuen Nachbarn zwei eben so offne Ohren und was die einmal auffangen, lassen sie nicht wieder entwischen. Ich kann Euch noch Manches von Euerm Glatz selbst erzählen, von den Soldaten, dem Commandanten und seinen Jesuiten."

„Wo will das hinaus?"

„Ich sollte eigentlich sagen, von den Jesuiten und ihrem ergebenen Commandanten."

„Er spricht von dem Oberstlieutenant d'O?" fiel der General hastig ein.

„Von ihm. Der Italiener bläst mit den Pfaffen dieselbe Melodie, wenn auch nicht auf derselben Pfeife. Wenn Ihr die Musik einmal unvorbereitet hörtet, würde sie Euch schlimm in die Ohren gellen; darum ist es besser, ich spiele sie Euch vor."

Der General hörte mit der größten Spannung die weiteren Berichte des Krämers an. Dazwischen sprach er vor sich hin: „Wie ich es ahnte: Meine geheimsten Gedanken in fremde Worte gekleidet!" Aber als Jener endete, sagte er mit einer fast fieberhaften Heftigkeit:

„Nein! Nein: Es ist unmöglich. Ein Offizier, der das Vertrauen des Königs in einem so hohen Grade besitzt. — Er irrt sich! Er muß sich irren."

„Kann sein!" sagte der Krämer kalt. „Ich spreche nur, wie mein geringer Verstand die Dinge ansieht, die um mich her vorgehen. Das Andere ist Euere Sache. Aber, wenn Ihr Euch den Laudon nicht unversehends über den Hals kommen lassen wollt, seid wachsam allezeit und laßt den Italiener nicht aus den Augen. Ich habe meine Botschaft ausgerichtet und kehre auf meinen Posten zurück. Habt Ihr mir noch etwas zu befehlen, Excellenz?"

Der General Fouqué sah den Mann, der so schlicht

vor ihm stand, mit einer Empfindung an, über die er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Nach einer Pause sagte er:

„Verweile Er noch einen Augenblick. Er läßt sich vor Denen, die Er treu bedient, in einem seltsamen Lichte sehen. Er ist ein Räthsel, und Räthsel reizen. Ich möchte die Lösung wissen.“

„Mein Inneres liegt stets klar und offen da. Wer hindert Euch, darin zu lesen?“

„Er lebt für unsere Sache,“ fuhr der General fort. „Damit dieser Dienst für uns heilsam sei, muß es geheim geschehen. Bei allen Denen, welche die Früchte Seiner Dienste genießen, gilt er für einen Feind des Vaterlandes. Die Männer, denen Er dient, sind früh und spät auf Seiner Spur. Nur durch ein Wunder ist Er bis heute ihrer Rache entgangen. Hohn und Verachtung ist die einzige Münze, womit man Ihm die wichtigen Dienste bezahlt, die man Ihm verdankt. Aeußerer Vortheil und brausendes Wohlleben, womit sich sonst der flüchtige Abenteurer entschädigt, bleiben Ihm fremd. Was ist es denn nur, das Seine Begeisterung weckt und erhält? Für wen thut er das Alles?“

„Für wen? sagte der Krämer, aus dessen Augen

ein Strahl der Begeisterung leuchtete. „Für Ihn! Den Großen! Den Unerreichbaren! Er war meine Sonne und mein Schild, so lange ich denke. David Jonas zählte zu den verlornen Kindern. Von einem Soldatenweibe auf dem Schlachtfelde geboren, gleich nach der Geburt schon verwaist, habe ich keine Familie, keine Heimath gekannt. Als der Feldprediger mich taufen wollte, fehlte der Taufpathe. Ein von Haus und Hof vertriebener Jude lieh mir seinen Namen und überließ mich dann meinem Schicksal. Als es wieder Krieg gab, stand ich unter den Waffen. Das Glück wollte, daß ich mich in einem entscheidenen Augenblicke hervorthat, und der König, der es bemerkte, blickte mit Wohlgefallen auf mich. Mit diesem Blick, das erste Zeichen menschlicher Zuneigung, das mir zu Theil wurde, hat er mich für meine Lebenszeit gekauft. Und wenn ich tausend Mal mehr daran zu setzen hätte, ich würfe es mit Freuden hin."

„Wackerer Mann!" rief der General bewältigt. „Ich glaube Dir unbedingt und bewundere Dich. Dessen zum Zeichen gebe ich Dir meine Hand."

„Ich verdiene keine Bewunderung, Herr General. Wenn Ihr mir aber Eure Hand zu fassen erlaubt, so geschehe es, um Euch zu schwören, daß ich stets Seiner eingedenk und Sein treuster Diener sein werde. Noch

hat Er es nicht erfahren und darf es auch nimmer wissen, was ich bin und für Ihn that. Mir genügt das Bewußtsein, dafür gewirkt zu haben, daß Er Seine großen Zwecke erreichte. Außer Gott brauchte ich — um mein Ziel zu erreichen — einen irdischen Vertrauten. Dieser seid Ihr. Sonst weiß Niemand etwas. Haltet mein Geheimniß in Eurer Brust verschlossen, das ist der einzige Dienst, der einzige Lohn, den ich verlange. Jetzt muß ich zurück, um den Fuchs in seinem Bau zu bewachen. Gott erhalte Euer Excellenz."

Der Krämer entfernte sich mit einem stummen Gruße. Der General ging mit starken Schritten auf und ab:

„Was für ein Mann ist das! Ein Stiefkind des Glückes, selbst der Hoffnung für die Zukunft beraubt. Ein Gegenstand des Spottes und des Hohnes. Verfolgt von Denen, für die er schützend wacht. Allen verboten, mit dem Verräther-Brandmal an der Stirn. Und doch fest und unbeirrt vorwärts schreitend, nur ein Ziel im Auge: die Gloire des Königs! Und ich — ?"

Er stand sinnend still. Ein Zug unendlicher Milde verbreitete sich über sein Angesicht. Langsam ging er dem Tische zu, nahm einen entfalteten Brief,

den er langsam überlas und ihn wieder hinlegend, sprach er:

„Friedrich, mein König und Herr! Dein Wille geschehe!"

Er rief die Ordonnanz herbei, und ertheilte den Befehl:

„Die Herren Generale und Brigadiers."

Bald darauf traten die Offiziere, seit geraumer Zeit dieses Befehls gewärtig, ein. Der General empfing sie, die Hand auf das Königliche Schreiben gelegt. Als Alle versammelt waren, und im ehrerbietigen Schweigen auf die ihnen bestimmten Ordres harrten, ging ihnen der General einen Schritt entgegen und sagte:

„Meine Herren, Sie wissen, daß ich mich von Landshut auf hier zurückgezogen, und Seine Majestät meldete, warum ich es gethan habe. Mir ist ein Königliches Schreiben zugegangen, mit dessen Inhalt ich Sie bekannt zu machen habe. Merken Sie auf:"

Der General las:

„General von Fouqué. Ich dank's Euch mit dem Teufel, daß Ihr meine Berge verlassen habt. Schafft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle.

Friedrich"

Diese harten Worte des sonst gegen diesen General so wohlgesinnten Königs machten auf die Offiziere einen tiefen Eindruck, der sich durch einzelne Ausrufungen unwillkührlich Luft zu machen suchte. Der General, bewältigt von der Empfindung, die ihn beherrschte, schwieg einen Augenblick und sagte dann in tiefer Bewegung:

„Sie sehen, meine Herren, ich habe das Unglück gehabt, das Vertrauen des Königs zu verlieren. Auch Sie haben Theil an diesem Unglück. Wäre ich des unwürdigen Betragens, welches man mir von obenher zutraut, fähig gewesen, hätte es Ihnen obgelegen, mir in so dringender Gefahr den Gehorsam einmüthig zu verweigern, mich des Commando's einstweilen zu entsetzen und die näheren Befehle Seiner Majestät einzuholen. Sie stehen aber allerdings nicht in gleicher Verantwortlichkeit mit mir, da Sie Sich durch die strengen Formen der Subordination einigermaßen rechtfertigen können. Nur so viel ist gewiß. Des Königs Befehl und zugleich unser Aller Ehre fordert jetzt rücksichtslos das Aeußerste. Wir müssen die Stellung bei Landshut wieder einnehmen. General Laudon wird — wie ich ihn zu kennen glaube — den Posten uns gerade nicht umsonst überlassen, aber auch nicht allzu unzufrie-

den sein, wenn wir hinein dringen und er uns dort nachher zu schwach für den Anfall seiner Uebermacht findet. Dann gilt es, als alte Preußen die Höhen und Thalgründe so lange zu halten, als irgend möglich. Es gilt, als alte Preußen an keine Kapitulation im freien Felde zu denken und bei einer möglichen Niederlage sich zu wehren bis auf den letzten Mann. Daß ich im Fall des Rückzuges Einer der Letzten auf dem Schlachtfelde sein werde, versteht sich von selbst. Daß ich aber, wenn ich das Unglück hätte, einen solchen Tag zu überleben, nach jenem Briefe meines Königs keinen preußischen Degen mehr ziehen werde, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort. Auf Ihre Posten, meine Herren."

Auf einen Wink ihres Generals entfernten sich die Offiziere im tiefernsten Schweigen. Fouqué sah ihnen nach und sagte dann: „Ich habe meine Pflicht gethan!" und winkte seinem am Eingange harrenden ehrlich, derben Trautschke, ihm zu folgen.

VII.

Ein für Preußen verhängnißvoller Tag nahte heran. Dem scharfen Befehl des Königs, ihm seine Berge wieder zu schaffen, gehorchend, setzte sich der ritterliche Fouqué mit seinen ihm untergebenen Truppen von Würben bei Schweidnitz aus in Bewegung. Als der General die Höhen von Forst und von Vogelsdorf erreichte, fand er die zu Mummelloch und dem Buchberge aufgeworfenen Schanzen von den Oesterreichern besetzt. Ein heftiges Kanonenfeuer wurde gewechselt, bis sich die Oesterreicher auf die Höhen von Reichshennersdorf zurückgezogen und die Preußen sich in den erstrittenen Schanzen festsetzten. Einzelne Truppentheile schlossen sich an das Hauptcorps an. Fouqué befahl über vierzehn Bataillone und vierzehn Eskadronen. Eine stattliche Zahl, die aber gegen die feindliche Uebermacht bedeutend zurücktrat.

General Laudon hatte sich wohl vorgesehen. Er hatte Glatz von allen Seiten eng eingeschlossen und

rückte nun mit seiner ganzen Reserve vor. Durch die Besetzung von Hartmannsdorf schnitt er dem General Fouqué die Verbindung mit Schweidnitz ab. Als er diese Posten darauf bis Ruhbank vorgeschoben, wurde die Verbindung mit dem General Ziethen, der auf dem Zeiskenberge hielt, unendlich erschwert; doch gelang es dem Bataillon Mellin noch, einen Munitions-Transport nach Landshut zu geleiten.

Nach dieser eingetroffenen Verstärkung befehligte General Fouqué zehntausend vierhundert Mann. Mit diesem schwachen Corps mußte er sein Terrain in einer Ausdehnung von achttausend Schritten besetzen.

General Malachowski, der treu zu seinem Befehlshaber hielt, schüttelte den Kopf und sagte:

„Excellenz, das geht nicht. Zur ordnungsmäßigen Vertheidigung eines solchen Postens sind vielleicht vierzig tausend Mann Infanterie noch zu wenig, und wir ...“

„Wir müssen dem Befehl des Königs gehorchen. Ihr wißt, wie dieser lautet,“ entgegnete Fouqué kalt. „Friedrich hat die Verantwortung auf sich genommen; unsere Aufgabe ist, zu thun, was in unsern Kräften steht. Werfen Sie einen Blick auf diese Karte und urtheilen Sie, ob ich meine Schuldigkeit gethan.“

Die Offiziere traten an den Tisch. Fouqué deutete mit dem Finger auf die Karte und sagte:

„Dort auf der Blasdorfer Höhe stehen Le Noble und Colignon. Dort auf dem Hasenberge stehen die Bataillone von Sobeck und Koschembar."

„Wo sie auch immer stehen würden," unterbrach Malachowski, „der Feind wird finden, daß er sich gegenüber von Männern befindet."

Fouqué fuhr fort, ihm die Positionen zu bezeichnen, welche er seinen einzelnen Truppentheilen angewiesen hatte. Als er endete, nickte Malachowski beifällig und sagte:

„Es ist Alles geschehen, was irgend denkbar. So reite ich denn getrost zu meinen Eskadronen hinab in die Ebene von Zieder. Gott gebe, daß wir uns gesund und glücklich wiedersehen."

„Ich fürchte, daß Gott uns diese Gnade nicht erzeigt," entgegnete Fouqué mit einem leisen Anfluge trüber Ahnung. „Wie es aber auch komme, werde ich das Bewußtsein mit mir nehmen, in jedem Sinne meine Pflicht gethan und den Befehl des Königs erfüllt zu haben. Gehen Sie, mein edler Freund und Waffenbruder."

Die beiden Generale trennten sich schweigend, aber mit einem herzlichen Händedruck.

Acht und dreißig tausend Mann Oesterreicher von allen Waffengattungen standen den Preußen gegenüber. Einzelne Deserteure verkündeten den Aufbruch der Oesterreicher aus ihren Standorten. Es geschah, Abends eilf Uhr, begünstigt durch die Schatten einer trüben Sommernacht. Die Preußen hielten sich bereit. Die Herzen schlugen hörbar. Die Erwartung wuchs von Secunde zu Secunde bis zur fieberhaften Erregung. Nach zwei Stunden stiegen vier Granaten auf, die in der Luft zersprangen. Es war das unter den österreichischen Corps verabredete Zeichen zum Angriff. In vier Kolonnen getheilt, rückten diese gleichzeitig gegen Vogelsdorf und die Mummelschanze, gegen die Höhenzüge bei Zieder und die Reichshennersdorfer Berge vor. Die Kaiserlichen Bataillone und ihre Reiterei waren von zahlreichen Geschützen begleitet. Das Feuer derselben richtete bedeutenden Schaden an und erleichterte das Vordringen. Aber auch die Preußen säumten nicht, dem andrängenden Feinde ihren kriegerischen Gruß entgegen zu tragen. Ihre Kugeln rissen empfindliche Lücken. Die Reihen der Oesterreicher lichteten sich aller Orten und mußten mit frischen Völkern ausgefüllt werden.

Der nun vollends anbrechende Tag beleuchtete ein furchtbar schönes, kriegerisches Schauspiel. Von allen Seiten begannen die Angriffe auf die einzelnen festen Punkte. Der Kampf war allgemein. Die Preußen schlugen sich wie die Löwen. Die Oesterreicher schwangen mit gleicher Kraft die sieggewohnte Waffe. Schlag auf Schlag; Hieb auf Hieb. Eisen gegen Eisen, Granit gegen Granit. Abwechselnd stieg und sank die Waage der Entscheidung, bald für Diesen, bald für Jenen. Die Bataillone Koschembar und Braune warfen die Wolfersdorfische Kolonne, welche siegreich bis zum Hasenberge vorgedrungen war, wieder nach Reichshennersdorf zurück, und nahm ihnen ihre Fahnen ab. An andern Stellen drangen die Kaiserlichen mit einer Alles erdrückenden Uebermacht vor und bald sah sich Fouqué nur noch auf die Stadt Landshut und die drei Positionen auf dem Kirchberge, dem Galgenberge und dem Hahnberge beschränkt. Dabei sandte Laudon immer mehr Truppen auf das linke Boberufer, um den Preußen den Rückzug abzuschneiden.

General Fouqué ließ einen Augenblick ab vom muthigen Heldenwerk. Ein Zug tiefer Trauer flog über sein Gesicht. Er begriff, daß er sich in dieser Lage nicht länger halten konnte, und befahl seinem Adjutan-

ten, den General Malachowski zu ihm zu entbieten. Dieser eilte alsbald herbei.

„Hier ist Alles verloren!" sagte der Feldherr leise zu ihm. „Unnütz ist es also, edle Kräfte zu verschwenden, die dem Könige anderswo bessere Dienste leisten können. Darum stellen Sie sich an die Spitze der Kavallerie, die hier auf dem coupirten Terrain unnütz ist. Ueberschreiten Sie den Bober, und suchen Sie sich durchzuschlagen, so gut es gehen will. Retten Sie dem Könige seine vierzehn Eskadronen. Leben Sie wohl, mein braver Kamerad. Wir sehen uns wieder, hier oder dort."

„Hier oder dort!" antwortete Malachowski mit einem trüben, ahnungsvollen Lächeln und stellte sich an die Spitze seiner Reiterschaaren. Es war ein Uhr Morgens, als er bei Leppersdorf die Ufer des Stromes erreichte. Das Ueberschreiten desselben gelang, aber am jenseitigen Ufer hielten die österreichischen Reiter in geschlossener Reihe. Die Preußen sprengten ihnen in ganzen Colonnen entgegen. Der Angriff war so heftig, daß die Oesterreicher stutzten, und schon glaubten die Preußen, den Feind zu werfen, als das Pferd des Generals Malachowski, der sich zu weit vorgewagt hatte, von einer Kugel getroffen, zusammen

stürzte. Mit lautem Hurrah warf sich ein Trupp feindlicher Reiter dazwischen und noch ehe die Seinigen dem General zu Hülfe kommen konnten, war er von den Kaiserlichen gefangen.

„Der preußische Befehlshaber ist gefangen!“ rief es von allen Seiten. „Nun frisch drauf und werft sie in den Bober zurück.

„Der General gefangen!“ flog es durch die Reihen der Preußen. „Wir sind hin!“

Die Masse schwankte. Der volle Tag, der über das Feld hinstrahlte, beleuchtete ein trauriges Schauspiel. Da sprengte der Major Owstien heran und stellte sich an die Spitze.

„Wer sagt Euch, daß die preußischen Reiter ohne General sind? Ich bin dieser General!“ rief er, den Säbel schwingend. „Frisch auf den Feind und schlagt Euch durch. Mir nach! Mir nach!“

Muthig folgten sie unter dem Schmettern der Trompeten dem kühnen Führer. Der Kampf war kurz, aber mörderisch. Die feindliche Linie ward gesprengt. Frei ritten die Preußen ihre Straße; ein halbes Tausend ihrer braven Kameraden ließen sie auf der Wahlstatt zurück.

Während dieser Uebergang mit Blut theuer erkauft,

gelungen war, hatte Laudon das Häuflein Preußen immer enger eingeschlossen. Mörderisch räumten seine Geschütze in den ohnehin schon gelichteten Reihen auf. Allmählich rückte der Kaiserliche Feldherr gegen die Stadt selbst vor. Schritt um Schritt mußte er sich den Weg dahin erkämpfen. Wie Verzweifelte warfen sich die Preußen, von ihren edlen Führern ermuntert, dem Feinde entgegen. Aber sie vermochten nicht, den stets übermächtigeren Angriffen zu widerstehen. Und als nun auch noch der Kaiserliche General Wolfersdorf, die von Schenkendorf ritterlich vertheidigten Schanzen auf dem Hahnberge angriff, und von zahlreicher Artillerie unterstützt, sie siegreich stürmte, da blieb auch diesem Offizier nichts übrig, als sich nach dem Galgenberge zurückzuziehen.

Es war der einzige Punkt, der dem General Fouqué geblieben war. Er vertheidigte ihn persönlich. Die Bataillone von Bülow, Markgraf Heinrich und Braun standen ihm mit unerschütterlicher Tapferkeit zur Seite. Der Feind hatte sich auf die umliegenden Höhen, welche eine nach der andern in seine Hände gefallen waren, gezogen und schmetterte von diesen aus seinen Geschossen Tod und Verderben auf den General und seine heldenmüthige Schaar herab. Bis zur

neunten Stunde kämpften sie gegen eine zehnfache Uebermacht, während welcher sie die Kaiserlichen vier Mal zurückwarfen. Aber nun war die Heldenschaar Fouqué's zu einem unscheinbaren Häuflein zusammen geschmolzen, und diesen Wenigen fehlte es an Munition. Da erbarmte sich der General der Seinigen. Er fragte nicht, wie viel ihm der Entschluß kostete, dem Feinde zu weichen; er befahl, sich über den Bober zurückzuziehen.

Schweigend zogen sie den Berg hinunter, überschritten den Strom und gewannen die jenseitigen Höhen. Hier formirten sie ein Quarée, um Schenkendorf mit den Seinigen zu erwarten und sich dann mit ihm vereint durch die aufmarschirte Kaiserliche Reiterei zu schlagen.

Langsam rückten die Preußen vor. Schon waren sie dem Schutz bietenden Walde bis auf fünfzig Schritte nahe, da feuerten zwei darin versteckte Bataillone Wallonen eine so furchtbare Salve ab, daß fast die Hälfte der Mannschaft todt oder verwundet auf dem Platze blieb.

„Und müssen wir unterliegen, Kinder, so wehrt Euch bis auf den letzten Mann!" rief der Feldherr und führte die Seinigen der feindlichen Kavallerie entgegen.

Noch einmal flammte das Feuer des Muthes in Preußens Kriegern auf; noch einmal jauchzten sie dem Feldherrn zu. Da warf sich das Regiment Grün-Laudon dem stark erschütterten Quarrée in den Rücken; von den Seiten stürmten die Dragoner von Löwenstein heran, die schäumend vor Wuth, bei dem kleinen Häuflein einen so hartnäckigen Widerstand zu finden, Alles vor sich niederhieben.

Da nahte der verhängnißvollste Augenblick dieses unglücklichen Morgens. Das bereits von mehreren Kugeln getroffene Pferd des Feldherrn brach zusammen, und fiel auf seinen Herrn, den es schwer zusammen preßte. Die letzten Getreuen sammelten sich um den gefallenen Feldherrn. Der Treuste aber von Allen, sein Reitknecht Trautschke warf sich bei ihm nieder, und ihn mit seinem Leibe deckend rief er aus:

„Das ist der commandirende General, Ihr blutigen Bestien; den wollt Ihr Hunde doch nicht umbringen?"

Nicht weit davon lag der Lieutenant von Frank, unfähig, zur Hülfe herbei zu eilen. Im vollen Galopp sprengte der Adjutant Laudons, der Rittmeister von Eichbeck zu ihm hin: „Wo ist Fouqué?" rief er dem Lieutenant zu, der sich ihm zur ritterlichen Haft ergab.

Der Lieutenant deutete mit der Hand die Richtung an, und Beide suchten den Platz auf, wo der General und schützend über ihn der ehrliche Trautschke, Beide vom starken Blutverluste ohnmächtig, am Boden lagen.

Sofort ward Hülfe herbeigeschafft. Als Fouqué allmählich aus seiner tiefen Ohnmacht erwachte, und dem jüngeren Waffenbruder die Hand reichte, sah dieser, wie die großen dunklen Augen des Helden sich mit Thränen füllten.

Da näherte sich der Commandeur des von Löwensteinschen Dragoner-Regiments, der Oberst, Baron von Voit, begrüßte mit ritterlichem Anstande den kriegsgefangenen Feldherrn, ließ sein reich aufgezäumtes Paradepferd vorführen, und bat ihn um die Ehre, sich dessen zu bedienen.

Fouqué machte eine ablehnende Bewegung und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln: „Nicht doch, Herr Oberst. Ich würde mit meinem Blute Ihr schönes Sattelzeug verderben."

„Ich kann Euer Excellenz versichern," rief der Oberst lebhaft, „daß mein Sattelzeug unendlich an Werth gewinnt, wenn es mit dem Blute eines solchen Helden geschmückt wird."

Die Offiziere halfen dem General das Pferd besteigen und gaben ihm ein ehrendes Geleite.

Mit dieser That war die Schlacht beendet. Nur hier und dort feuerten einzelne Grenadiere, erbittert über die harte Niederlage, aus irgend einem Schlupfwinkel auf die vorüberziehenden Oesterreicher. Von dem ganzen Fouqué'schen Corps wurden keine viertausend Mann gefangen. Der größte Theil lag todt oder verwundet auf dem Bette der Ehre.

Das war der verhängnißvolle Tag von Landshut; das dunkle Blatt in der glänzenden Geschichte des ritterlichen Feldherrn.

Aber auch die Versöhnung erschien und warf auf diese finstern Stunden die Morgenröthe der Verklärung. Wohl mochte der König lange gefühlt haben, daß er dem treu ergebenen Freunde ein unverdientes Unrecht zufügte. Als er die Botschaft vernommen, schwieg er tief ergriffen und wollte Keinen um sich sehen. Aber als die Stunde kam, da die Parole ausgetheilt wurde, trat er in den Kreis der versammelten Generale und Stabsoffiziere und sagte mit tiefer Bewegung:

„Messieurs, es hat sich wieder einmal ein Unglück ereignet. General Fouqué ist bei Landshut vom General Laudon mit fast dreifacher Uebermacht angegriffen

und überwältigt worden. Beinahe sein ganzes Corps ist kriegsgefangen. Aber er hat sich bis auf den letzten Mann gewehrt und ward in einem niedergerittenen Quarrée unter seinem erschossenen Pferde mit einigen Hiebwunden gefangen. Ich wünsche, Messieurs, daß wir Alle bei ähnlicher Gelegenheit uns eben so benehmen mögen, wie Fouqué."

Freundes-Sorgfalt trug dem gefangenen Helden dies Königswort zu. Er vernahm es mit freudiger Begeisterung: „Dank Dir, mein König und Herr! Dein im Leben wie im Tode."

VIII.

Wieder ist ein Zeitraum von mehreren Tagen verstrichen. Welche Ewigkeit, wenn sich in banger Erwartung schon die Minute zur Stunde ausdehnt. Das Schicksal des Tages von Landshut ist längst innerhalb der Mauern von Glatz angelangt und drückte die Gemüther immer mehr herab. Das Aergste wird erwartet. Der gesetzte Bürgersmann, der etwas zu verlieren hat, sitzt still bei sich daheim zum Schutze des Eigenthums, oder sieht, wie er draußen für das Gemeinwohl nützlich wirken kann. Die Besitzlosen und Alle, welche selbst in solchen grauenvollen Stunden nicht aufhören können, im Trüben zu fischen, ziehen Straße auf, Straße ab. Sie sehen und hören, wo es etwas zu sehen und zu hören giebt, was ihren Zwecken dienen kann.

Von der Commandantur her sprengt ein Reiter. Mehrere Kerle laufen schreiend hinter ihm drein. Es

ging die Schlossergasse entlang, über die Schwefelsdorfer Gasse weg, dem grünen Thore zu.

„Wohinaus? He! Wohin?"

„Dem Reiter nach!"

„Was ist's mit ihm?"

„Weiß nicht. Aber Spitzbüberei steckt gewiß dahinter. Der Böttchermeister Krumm bei der Baderpforte hat es gesagt und das ist ein gescheuter Kerl. Haltet uns nicht auf, oder es setzt Hiebe."

„Hiebe wollt Ihr? Nun, die könnt Ihr bekommen. Hollah! Ihr da an der Ecke. Hier sind ihrer Dreie, die nach unsern Fäusten Verlangen tragen. Wollen wir ihnen den Gefallen thun?"

„Wenn es denn sein muß! Da! Nimm den! Und Du den."

Die Balgerei wird allgemein. Immer mehr Volks kommt dazu, entweder um als müßige Zuschauer zu gaffen, oder um für und wider Partei zu nehmen. Die Straße ist von der Masse, die ruhelos hin- und herschwankt, völlig gesperrt. Da rückt ein Piquet der von Unruh'schen Grenadiere mit gefälltem Bajonet heran und sprengt sie auseinander. Viele laufen im ersten Schrecken davon. Aber die Meisten, vom Kampfe erhitzt, halten Stand. Die Parteien, die sich eben noch

erbittert bekämpfen, machen Front gegen die Grenadiere, und ein blutiger Straßenkampf steht bevor.

Da ertönt der Angstruf: „Feuer! Feuer!“ und alsbald wird die Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gerichtet.

„Wo brennt es? Wo? Wir wollen hin und den armen Leuten helfen!“ ruft ein zerlumpter Gesell.

„Und nebenbei für unsere Taschen sorgen!“ flüsterte ein Anderer dem Schreier zu. „Ich kenne Dich in dem Punkt, Hinneken Strohkopf.“

„Du bist ein Buch, worin jeder Taugenichts seine eigenen Schelmstreiche lesen kann.“

„Ja, wenn er brav nachschlägt!“ lautete die mit einem derben Schlage auf den Rücken begleitete Antwort. „Kriegt man bald zu wissen, wo es brennt?“

„Feuer! Feuer!“ rief ein nur halb bekleideter Mann, der sich in dem Menschenknäuel gefangen hatte. „Sie sengen und brennen draußen am Hasengraben.“

„Wer denn? Die Oesterreicher?“

„Heiligste Jungfrau“, schrie ein Weib laut auf. „Sind uns die Weißröcke denn schon so nahe auf dem Halse?“

„Nicht doch. Die Unsrigen verüben den Greuel. Der Commandant hat Befehl gegeben, alle Vorwerke

nieder zu brennen. Meine arme Hütte war die erste. Habe nicht ein Mal den Rock geborgen und bin barhäuptig.

„Warum denn aber nur?"

„Warum? Damit der Commandant von dem Gouvernementshause besser um sich schauen kann, müssen wir zu Bettlern werden. Gott helfe mir und uns Allen."

„Besser um sich schauen?" fragte ein vorlauter Bursch. „Wenn dem Manne soviel darum zu thun ist, das Terrain jenseits des Hasengrabens kennen zu lernen, darf er ja nur vor das Thor hinausreiten."

„Da stehen die Oesterreicher."

„So mag er sie wegjagen. Was braucht er darum den Leuten die Häuser über den Kopf anzuzünden? Aber nun weiß ich es."

„Was könnt Ihr wissen?"

„Was der Reiter vorhin bedeutet hat. Wenn ich mich jetzt recht besinne, hatte dieser ein Bündel von Pechkränzen auf dem Rücken."

„Ja," sagte ein Anderer lachend. „Und der Futtersack hinten auf steckte auch voll."

„Und ich habe ihn abreiten sehen," ergänzte ein Dritter. „Der Commandant sprach lange Zeit mit

ihm. Als er schon im Sattel saß, rief der Herr ihm noch etwas aus dem Fenster nach, das ich aber nicht verstand."

„Dieser Commandant! — Wißt Ihr denn, wo der kurz vorher gewesen ist?"

„Ob ich es weiß! Bei keinem Andern, als bei dem alten Baron, den der verdammte Kerl, der Jonas, in die Stadt kutschirt hat."

„Das ist verdächtig! Wenn ein Commandant mit einem Baron conspirirt, so ist das immer verdächtig."

„Freilich. Voraus, wenn so ein Baron dumm aussieht, und es doch faustdick hinter den Ohren hat. Der Alte hat ein junges Frauenzimmer bei sich, bildschön und aller Schlauheiten voll. Dies Frauenzimmer hat es dem Commandanten angethan und der kann nun nicht anders; er muß Alles gut heißen und thun, was der Hexe in den Kopf kommt."

„Was hat die Dirne mit dem Feuer am Hasengraben zu thun?"

„Was sie damit zu thun hat? Vielleicht will sie sehen, wie es sich ausnimmt, wenn eine halbe Vorstadt niederbrennt. Vielleicht kommt so ein Brand auch den Oesterreichern zu gut, wißt Ihr."

„Recht! Den Oesterreichern."

„Und das weiß doch Jeder von uns, daß dieser sogenannte Baron hierher geschickt ist, um den Commandanten breit zu schlagen, daß er uns dem Laudon überliefert.“

„Ist das wahr, Mann?“ fragte Einer in dem Haufen, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte.

„Gewiß und wahrhaftig. Möge ich nicht selig werden, wenn ich lüge.“

„Dann kenne ich auch kein Mitleid und Erbarmen. Kommt mit! Wir wollen diesem Verräther den Garaus machen. Dem alten dummen Teufel und seiner jungen Hexe. Sie sollen an uns denken.“

Mit lautem Schreien liefen sie davon. Jener sah ihnen nach und sagte lachend in sich hinein:

„Lauft Ihr nur. Die Commandantur ist mit Grenadieren gespickt; die werden Euch gut anlaufen lassen.“

„Feuer! Feuer!“ rief es nach einer Weile wieder durch die Straßen.

„Wir wissen es schon.“

„Ihr wißt es nicht. Der Comthurhof brennt! Der Comthurhof!“

„Da schlage der Teufel drein. Will denn der Commandant ganz Glatz zu einem Aschenhaufen ma=

chen? Das kann er ja den Oesterreichern überlassen, die es früh genug bekommen und es dann schon besorgen werden, wenn nicht etwa ...."

Der Sprecher hielt inne. Mit grimmigen Blicken sah er dem Manne nach, der eben an ihm vorüber streifte.

„Das ist der böse Geist hier in Glatz," sprach er vor sich hin. „Dieser Jesuitenpater, der Krämer von der innern frankensteiner Gasse und der Mann, der nur einen Buchstaben zum Namen bekommen hat, sind ein Kleeblatt, das nur Unheil bringt. Wenn nicht noch der ehrliche Quad droben auf dem Schloßberge säße ... König Friedrich ist ein großer Mann, aber er war schlecht berathen, als er Den da zu seinem Stellvertreter machte."

Pater Xaver, der mit diesem Manne eben die Straße kreuzte, setzte seinen Weg bis zur Commandantur fort, wohin er durch die aufgeregten Massen sich Bahn brechend, nur langsam und nicht ohne Schwierigkeiten gelangte.

Im Erdgeschoß des Gebäudes befand sich, hinten auf dem Hofe, entfernt von den bewohnten Räumlichkeiten ein vereinzeltes Gemach, wohin der Pater sich öfters begab. Was er daselbst that? Ob er dort ar-

beite? Oder in aller Stille laborire? Oder geheimnißvolle Besuche empfange? Ob von dem Allen Etwas, oder was sonst? Niemand konnte darüber Auskunft geben. Dies Eine nur wußten die Hausbewohner: In dem Gemache war kein Fenster, so daß man stets Licht darin brennen mußte, und nur eine Thür führte in dasselbe, deren Schlüssel der Pater stets bei sich trug.

Endlich hatte Xaver seinen Versteck erreicht. Als die Thür von innen verriegelt war und das Licht brannte, näherte er sich dem Kamin. Es war trotz des sommerlichen Wetters kalt zwischen diesen feuchten Steinmauern und der Pater zündete ein helles Feuer an, das bald eine behagliche Wärme verbreitete. Der einzige Hausrath in diesem Gemache bestand aus einem Tische und einem Sessel in der Nähe des Kamins. Diesem gegenüber befand sich ein in der Wand eingefügtes Bild, das den heiligen Stephan vorstellte, wie er von den Juden gesteinigt wird.

In der feuchten Luft war das Bild, welches gewiß zu andern Zwecken gemalt war, als hier allmählig zu verwittern, an manchen Stellen fast verlöscht. Nur das Gesicht war noch ziemlich wohl erhalten und ließ erkennen, daß das Ganze von Meisterhand gemalt wor-

den. Und wie nun die Gluth des Kamins ihren vollen Schein auf das Bild warf, wie bei jedem Aufzucken der Flammen ein Schatten darüber hinlief, schien dies Gesicht einen drohenden Ausdruck anzunehmen. Es trat aus dem Rahmen heraus, und der Pater, der wie von ungefähr den Blick darauf gerichtet hatte, konnte ihn nicht wieder davon abwenden. Der finster blickende Heilige gewann in seinen Augen Leben, und es bedurfte der ganzen geistigen Kraft, womit er sich und Andre beherrschte, um dies Phantom zu bannen, das ihn mit Grauen und Entsetzen erfüllte.

„Morgen soll es fort!" sagte er aufathmend, als die Flammen sich senkten und die Gluth in sich zusammen fiel. Er hatte die gewohnte Fassung wieder gewonnen, rückte den Sessel zum Feuer und überlas eine Schrift, die er sorgsam entfaltete.

„Das ist der wohlerwogene Plan. Wird er so ausgeführt, hat Preußens Herrschaft in Schlesien ein Ende, und der ärgste Feind, der unsere heilige Kirche bedroht, liegt jenseits dieser Berge, hoffentlich für immer gebannt. Nach reiflicher Erwägung habe ich dem Commandanten nichts davon gesagt. Bei aller scheinbaren Energie ist er doch zu schwach, zu charakterlos. Vor allen Dingen ist er ein Soldat, der staunend zu

der Glorie Friedrichs aufblickt. Ein solcher Mann kann nie der Mitträger einer großen geistigen Idee, er kann nur das blinde Werkzeug sein."

Er überflog die Schrift noch ein Mal und sie dann sorglich zusammen faltend, sagte er:

„Es ist ein tüchtiges Stück Arbeit. Wenn sie nur erst in die Hand dessen gelegt wäre, dem sie bestimmt ist. Wo er nur bleibt, der stets getreue Bote! Warum zögert er jetzt?"

Einige Minuten verstrichen in steigender Angst der Erwartung. Da vernahm man draußen an der Thür ein Kratzen und Nagen, das fast unheimlich klang.

„Nagt es nicht an der Schwelle?" sagte der Pater hinhorchend zu sich selbst. „Wo ist der Kater, der dieser Ratte den Garaus macht?"

Den nagenden Tönen folgte ein leises Miauen, welches sich in kleinen Zwischenräumen zwei Mal wiederholte.

„Das ist der rechte Kater!" sagte Xaver aufathmend und schob den Riegel zurück. Der Krämer trat so rasch ein, daß der Pater unwillkürlich zurückwich und klirrte mit dem Riegel, als ob er die Thür sorg-

fältig schließe. Dann folgte er dem geistlichen Herrn zum Kamin und sagte:

„Ich bin bereit, Herr Pater. Wollt Ihr mich abfertigen?"

„Sogleich, mein Sohn. Du bist ein eifriger Diener. Erhebe Dein Haupt voll Hoffnung. Die Vergeltung naht, der Lohn liegt schon für Dich bereit. Eben war ich im Begriff, die Depesche, welche Du befördern sollst, zu versiegeln. Es wird gleich geschehen sein."

Der Krämer legte seine Hand auf den Arm des Paters und sagte:

„Eine kleine Geduld, Herr. Das ist wider die Abrede. Bisher gingen meine Botschaften von Mund zu Mund. War ein Schreiben dabei, so ward es mir wenigstens vorher bekannt gemacht. Jetzt wollt Ihr mir etwas Versiegeltes geben, dessen Inhalt ich nicht kenne. Wenn mich die Preußen fangen, ist der ganze Handel verrathen und ich bin für die Hanfschnur reif."

„Du widerstrebst, Mann?"

„Weil Ihr gegen den Vertrag handelt. Vertrauen für Vertrauen ist die Grundlage, die ich nie verletze.

Weshalb jetzt diese seltsame Grille? Traut Ihr mir nicht?"

„Unbedingt. Aber es muß sein. Nicht nur die Wichtigkeit des Inhalts befiehlt es; auch die vielfachen Gegenstände, welche darin besprochen werden. Du würdest sie nicht alle fassen, würdest vielleicht eine wichtige Sache vergessen und dadurch die ganze Botschaft unnütz machen."

„Wenn das ist, sucht Euch einen andern Boten mit gesunderen Sinnen. Für dies Geschäft tauge ich nicht mehr. Ich spiele kein mir unbekanntes Spiel."

„David Jonas, Du wagst es?" rief der Pater eifernd.

„Spart Euch die Mühe, zornig zu werden!" sagte der Krämer mit leichtem Spotte. „Bann, Interdikt und welche Waffen Ihr sonst mit Glück zu führen gewohnt seid, schlagen bei einem so verhärteten Ketzer nicht an. Zwangsmittel könnt Ihr bei mir nicht anwenden, dazu bin ich Euch zu wichtig. Also gebt mir getrost das Blatt, damit ich seinen Inhalt kennen lerne."

Der Pater kämpfte mit sich selbst. Es war ganz gegen seinen Plan, dem Krämer sein geheimstes Werk

anzutrauen. Und doch blieb ihm nichts anders übrig, wenn dieser Eisenkopf bei seiner Ansicht beharrte.

Minute um Minute verstrich und David Jonas rührte sich nicht. Xaver versuchte es noch einmal mit klopfendem Herzen, ihn durch die Macht der Rede zu erschüttern. Aber Jener blieb kalt wie zuvor und als der Pater endlich schwieg, sagte er ruhig:

„Wenn wir in dieser Weise fortfahren, wird die Unterhaltung lange dauern und ich werde wohl thun, das Feuer anzuschüren."

Mit diesen Worten warf er einige Holzstücke in den Kamin, worin die Funken knisternd aufsprühten. Xaver, welcher begriff, daß jede Ueberredung fruchtlos sei, gab zögernd nach und sagte:

„Nun denn, so lies. Aber fördere Dich! Die Stunde drängt."

Der Krämer blickte in das entfaltete Blatt. Kein Zug verrieth, welchen Eindruck der Inhalt auf ihn machte. Als er zu Ende war, sah er zu dem Pater auf:

„Ihr seid ein ganzer Mann. Mit diesen Worten erobert Ihr der Kaiserin nicht nur Glatz, sondern ganz Schlesien zurück. Mein Geist neigt sich vor dem Eurigen. Mich hält man für einen Schurken, der Galgen

und Rad verdient, aber wenn die, welche mich so hart schmähen, diese Schrift lesen, räumen sie Euch den Vorrang vor mir ein."

„Ihr untersteht Euch, Elender!" schrie der Pater laut auf. Der Krämer fuhr fort:

„Ich sage nur die Wahrheit. Werden die Prophezeiungen dieses Blattes erfüllt, ist ein fünfjähriger Kampf für Nichts gefochten und der König von Preußen geht beschämt in seine Marken zurück. Dies Alles zu befördern oder zu verhindern liegt jetzt in meiner Hand."

„Mensch! Was redest Du für Tollheiten? Und wie Deine Augen flammen! Welcher Geist treibt Dich?"

„Der Geist der Wahrheit und des Lichts, der Dich nie berührte und mich mit einem heiligen Feuer durchströmt. O, Ihr Thoren und Kurzsichtigen, die Ihr selbst nicht sehet, während Ihr mich mit Blindheit geschlagen glaubtet. Und Ihr wußtet nicht, daß Ihr ein Spielwerk in meiner Hand waret? Ihr faßtet es nicht, daß Friedrichs treuster Diener Euch dahin gehen ließ, wohin er Euch haben wollte? Ich beklage Dich, frommer Bruder, weil Du trotz Deiner Weisheit nicht

begriffst, daß dieses Papier in meiner Hand nur eine Bestimmung hat: diese!"

Er warf es in den Kamin und hielt den Pater, der sich auf die Flammen stürzen wollte, mit starker Hand zurück:

„Glatz wird fallen! Ich habe vergebens gesucht, dem Verrath die Spitze abzubrechen. Aber mit der Schmach von Landshut und dem Falle dieser Feste ist Euer Reich am Ende. Von Dir aber, wenn es eine Gerechtigkeit giebt, und dies Gemach ist, wie Du es beschrieben, wird die Welt nie etwas wieder erfahren."

Er schleuderte den Pater mit einem so kräftigen Stoße zurück, daß dieser bis in die Mitte des Gemaches taumelte und eilte durch die Thür, die er hinter sich verschloß.

Xaver erhob sich aus einer tiefen Ohnmacht. Die Thür war nicht zu bewegen. Die Asche des verbrannten Dokumentes tanzte auf den leise zuckenden Flammen auf und ab. Todesschauer schüttelte ihn in dieser Einsamkeit. Da plötzlich schrie er laut auf und streckte die Arme wie abwehrend von sich.

Der heilige Stephan bewegte sich. Nicht nur, wie es vorher geschienen, das Gesicht allein, sondern die ganze Gestalt. Der Rahmen des Bildes drehte sich in

seinen Angeln nnd eine Nische ward sichtbar, in welcher eine Treppe emporstieg. Ein langer, hagerer, mit einem Mantel bekleideter Mann, trat aus derselben, einen Leuchter mit zwei brennenden Kerzen tragend. Die Augen waren geschlossen, aber er ging ungehindert vorwärts. Der Pater stierte ihn an.

„Er wandelt im Schlafe!" sprach Xaver mit klappernden Zähnen. „Seine alte Krankheit kehrt wieder, um mich zum Leben zurückzurufen."

Noch zitternd blickte der Pater auf den Nachtwandelnden:

„Bedurfte es noch eines Zeugnisses, daß der Himmel mit Oesterreich ist, so ist es diese meine Rettung. Heiliger Ignaz, ich preise Deine Gnade und werde Dir ferner in Treuen dienen."

Er folgte dem Nachtwandler mit den Augen, und Schritt um Schritt. Dieser ging in die Nische zurück, stieg die Treppe hinan und schlüpfte jenseits eines kurzen Korridors durch eine Thür, die in das Schlafzimmer des Commandanten führte.

IX.

Der Commandant saß auf einem Kanape. Fieberschauer schüttelte ihn. Kalter Schweiß deckte die kahle Stirn. Die dunklen schwarzen Augen funkelten unheimlich.

„Erwacht aus diesem Wandelschlafe, Mann!" sagte Xaver. „Wir verlieren unser so kühn angelegtes Spiel, wenn Ihr Euer Ohr meinen Mittheilungen verschließt."

Er rieb den Commandanten mit starken Essenzen. Dieser schlug die Augen auf. Verlegen blickte er um sich, sah den am Boden liegenden Doppelleuchter, so wie die offen stehende Tapetenthür und murmelte vor sich hin:

„Meine alte Krankheit. Verdammt sei sie."

„Laßt sie gesegnet sein, denn sie hat mich vom Tode gerettet," antwortete Xaver und füllte ein Glas

mit kräftigem Weine, das er dem Commandanten reichte:

„Stärkt Euch und hört mich an. Wir haben keine Minute mehr zu verlieren. Wenn kein Wunder geschieht, sind wir verloren, denn man hat uns auf das Unglaublichste betrogen."

Pater Xaver erzählte das Vorgefallene. Der Commandant hatte sich völlig erholt und hörte mit der lebhaftesten Theilnahme zu.

„Unerhört!" rief er aus. „Er, der Alles weiß, Alles vermittelte; der alle Euere Geheimnisse kennt."

„Und auch die Eurigen," sagte der Pater trocken. „Wenn die Festung fällt, und die Oesterreicher Euch an den König von Preußen ausliefern, wird dieser Euch zur Stärkung Euerer Gesundheit nach Spandau oder Küstrin schicken."

Der Commandant ging ruhig auf und ab: „Ihr habt mich dazu verleitet. Ihr ganz allein. Auf Euern Rath . . . . . Aber, es ist noch nicht zu spät . . . . . Verflucht dieser Spion! — Verflucht Ihr selbst, mitsammt Euern Intriguen und falschen Vorspiegelungen. Ich scheide mich von Euch. Nichts weiß ich von dem, was geschah; nichts von dem, was kommen wird. Ich

will nur meine Pflicht thun, und mich unter diesen Mauern begraben."

„Ihr habt wohl nicht daran gedacht, daß die Brücke hinter Euch abgebrochen ist. Ein einziger Schritt rückwärts und Ihr macht einen Sprung, bei welchem Ihr das Genick brecht."

„Nein! Nein! Alle Teufel auf Euern Hals. Ihr seid mein böser Geist! Ich will nichts weiter hören. Mein Gewissen spricht mich frei."

„Es ist rein wie Euere Schwelle!" sagte der Pater boshaft. „Der preußische Commandant herbergt einen Mann, der, wie unpartheiisch er auch thut, ein so enragirter Edelmann von der kaiserlichen Parthei ist, wie Einer. Es gehörte nicht zu meinen schlechtesten Einfällen, ihn Eurer Gastfreundschaft zu empfehlen. Der alte Herr ist zu feige und bequem, als daß er sich irgend einer politischen Parthei anschließen, oder für sie handeln sollte. Aber er war in seiner Jugend Kammerpage und Offizier, er hat vom Kaiserhofe viele Gnade genossen und seiner Richte einen Bräutigam ausgewählt, der als Offizier unter Laudon vor Glatz liegt. Und ein solcher Mann herbergt bei dem Commandanten dieser Festung. Wenn Euch das über Eu-

ere Lage nicht die Augen öffnet, seid Ihr unheilbar erblindet."

„Teufel! Teufel!" knirschte der Commandant. „Aber ich will nicht weiter mit Euch gehen. Mit dem Degen in der Hand will ich fechten und sterben."

„Man bedarf Eurer Hülfe nicht mehr. Ihr habt soviel gethan, als nöthig ist, um das Werk ohne Euern weitern Beistand zu Ende zu führen. Ihr seid auch eben nur der Halbmenschen Einer, die mit gieriger Hast nach einem Gegenstande greifen, so lange er noch in unerreichbarer Ferne liegt, und zaghaft zurückweichen, wenn er ihnen plötzlich dicht vor Augen gerückt wird."

Der Pater entfernte sich und ließ den Commandanten in einer furchtbaren Aufregung zurück.

Unterdessen ward das Feuern aus den Festungswerken, welches seit einer Stunde begonnen hatte, immer heftiger. Der Commandant, der sich mühsam zusammen raffte, eilte selbst nach den gefährlichsten Stellen und feuerte die Soldaten mit kräftigen Worten zum hartnäckigen Widerstande an. Schuß auf Schuß verhallte. Die Kugeln flogen zischend nach den Laufgräben hinüber, welche die Oesterreicher beinahe vollendet hatten. Tausend Hände regten sich, um das Werk zu

krönen und schon war die erste Paralelle von den Pallisaden kaum zwölfhundert, von der Rentamts-Ziegelei keine zweihundert Klafter mehr entfernt, und bis an den sogenannten Hasengrund zu Stande gebracht; ein schützendes Bollwerk für den heranstürmenden Feind.

Abermals waren ein Tag und eine Nacht in banger Erwartung verstrichen. Ein endlos fortrollender Donner erschütterte die Luft. Nahe an fünfhundert Kanonenschüsse fielen, zweihundert Bomben und Granaten sausten, wie Meteore, durch die Nacht.

Kein Auge schloß sich. Ueberall Sorge und Angst. Der Kampf mit der gegenwärtigen Stunde; die Furcht vor dem Unbekannten, was die folgende bringen konnte, erfüllte alle Gemüther. In jedem Hause, in jeder Stube ein anderes Bild, aber Alle mit dem Ausdrucke der Angst und des Entsetzens. Hier schwanden alle Masken. Jede erkünstelte Larve fiel. Die menschliche Armseligkeit zeigte sich in ihrer vollsten Blöße.

„Es kommt zum Sturm," sagte hier ein Mann zu seiner Frau. „Wenn nicht noch während der Nacht, gewiß mit dem anbrechenden Morgen. Die Oesterreicher werden mit einem Gefolge von Kroaten und Panduren in die Stadt kommen."

„Gott steh mir bei!" klagte das Weib. „Unsere

schuldlosen Kinder — sieh' doch nur, wie sie dort ruhig schlafen! Und wer weiß, was ihr Loos nach wenigen Stunden ist. Diese Kroaten sind wilde Thiere, die sich ein Vergnügen daraus machen, arme Kinder aufzuspießen und sie im Triumphe herum zu tragen."

„Sei getrost, Weib. Ich decke Euch mit meinem Leibe! Erst müssen sie mich tödten, ehe sie eine Hand an Euch legen. Ich bin nur ein geringer Mann, aber wenn ich mich für Euch schlage, bin ich groß und stark."

Sie hielten sich fest umschlossen, glücklich durch ihre Liebe bei so großem Leid.

An einem andern Orte sah man in ein wüstes Gemach. Das wenige Gerümpel darin verdiente nicht den Namen Hausgeräth. Ein verkommener Kerl wälzte sich auf dem zerlegenen Stroh, und sang ein unfläthiges Lied. Ein freches Weibsbild saß unfern von dem Fenster und suchte aus mehreren alten verschossenen Lappen und Bändern ein einigermaßen tragbares Gewand für sich zusammen zu flicken. Der Kerl sah ihr zu und rief:

„Du willst Dich wohl herausputzen, um dem Panduren oder Kroaten, dem Du als Beutestück zufällst, ganz besonders zu gefallen? Laß Dir die Lust verge-

hen, Schatz. Zur Zeit gehörst Du noch mir und ehe Dein künftiger Liebster Dich nicht mit einer Handvoll Gulden auslöst, bleibst Du, als das respecktabelste Stück meiner Wirthschaft hier."

„Ich thue Dir den Teufel sonst etwas!" entgegnete das Weibsbild. „Alles hast Du mir durchgebracht. Und nun willst Du es mir mißgönnen, daß ich vielleicht meine Lage verbessern kann. Aber ich frage nicht soviel nach Dir und damit Du weißt, woran Du bist, werde ich jetzt gleich zu meiner Base hinüberziehn."

Er sah ihr gleichmüthig nach und sagte lachend: „Auf diese Weise spart sie mir die Mühe des Hinauswerfens. Hätte erst darum aufstehen müssen. Ist eine lustige Musik, welche sie draußen machen. Wäre die Dirne noch hier, wollten wir Eins darnach tanzen. Jetzt will ich versuchen, ob sie mich in den Schlaf zu singen vermag."

Er drehte sich auf die andere Seite.

Und das Haus des Webermeisters Wilders? Es ist todtstille darin. Der Meister hat seine Gesellen abgelohnt. Die Thür ist verrammelt. Die Fenster sind mit hölzernen Läden geschlossen. Der eigentliche Charakter dieses Mannes ist in seiner ganzen Jämmerlich-

keit zum Vorschein gekommen. Alle Demuth, alle Frömmigkeit, alle Ergebung, womit er sonst vor den Leuten prunkte, sind verschwunden. Seinem Weibe gegenüber ist die kalte Strenge, das endlose Ermahnen und Erinnern, das stete Besserwissen und Ueberheben verstummt. Alle diese angelernten Gewohnheiten wichen allmählich dem Tyrannen, der ihn allein beherrschte, dem Geize. Das hatte seine Lust nach der Frau des Krämers geweckt, das hatte ihn sein Gut verzehnfachen helfen und die einzige Wonne, die er kannte, war, sich an den Anblick seiner Reichthümer zu ergötzen. Und diese Reichthümer waren in Gefahr. Der Geschützdonner rief den Feind, damit er komme, um seine Schritte mit Raub und Plünderung zu bezeichnen.

Wilders ging ruhelos umher, wie ein nachtwandelnder Träumer, durch alle Räume des Hauses, überall hinspähend, Alles betastend. Dann kehrte er in sein verstecktes Kämmerlein zurück, wo er seinen Götzen aufbewahrte. Mit beiden Händen drückte er ihn an sich:

„Hier bist Du mir nicht mehr sicher! Hier nicht! Komm! Ich weiß ein besseres Plätzchen für Dich; ein verborgenes, wo Dich Keiner finden soll. Dahin will ich Dich bringen.“

Er trug den mit edlem Metall und werthvollen Dokumenten gefüllten Kasten in den Keller hinab. Bei einem Stümpfchen Licht, das, vom leisen Zuge bewegt, unheimlich aufflackernd, dem Verlöschen nahe war, grub er ein tiefes Loch und versenkte seinen Schatz darin. Dann leuchtete er hinab um zu sehen, ob derselbe dort auch wohl geborgen sei, und schüttete Erde darauf.

„Mir ist, als ob ich Jemand begrübe," sagte er, vor Furcht zitternd. „Begrabene kommen nicht wieder zum Vorschein. Ich bin ein armer, geschlagener Mann."

„Ja, das bist Du!" erscholl nahe bei ihm die Stimme seiner Frau. „Ein jammervoller Mann, den ich von ganzem Herzen verachte."

„Was willst Du hier, Weib? Warum spürst Du meinen Schritten nach? Was geht es Dich an, was ich hier treibe? Fort! Fort! Du willst mich verrathen und verderben."

„Du glaubst, daß alle Menschen so erbärmlich sind, als Du!" erwiederte die Frau. „Als Du Dich sicher wußtest, hast Du mich gequält und gemartert mit tausend Dingen, die man nicht beschreiben kann, und die doch genug sind, um uns das Haus zur Hölle zu machen. Und nun über die Menschheit das Unglück

hereinbricht, bist Du verzagt; weißt nicht, die Deinen zu schützen, noch Dir selbst zu helfen; sorgst nur für Dein Geld, das Du Dein Lebelang zusammenscharrtest, und woran, wer weiß, wie mancher Fluch, wie manche Thräne klebt."

„Sei still, Gertrud. Sei still um Gottes und der heiligen Jungfrau willen!" sagte er mit gedämpfter Stimme. Irgend ein Nachbar könnte uns hören und Verdacht schöpfen. Es ist nicht gut, die Neugier der Leute zu reizen. Zwei sind in solchen Zeiten schon zuviel für ein Geheimniß. Liebe, beste Gertrud, verrathe nichts. Wenn friedliche Tage kommen, soll alles anders werden. Du sollst es gut haben, und thun, was Du willst. — Ist das Licht verlöscht? Es wird mir schwarz vor den Augen. Ich sehe nichts mehr."

„Und ich sehe klarer als jemals. Das ist der Mann, an den ich für mein Leben gebunden bin. Eine harte Strafe für das Unrecht, welches ich begangen habe. Aber sie gebührt mir und ich nehme sie in Demuth hin. Allein so tief werde ich nicht wieder sinken, daß ich mich unter Deiner Armseligkeit beuge, und wenn wir über diese Stunde hinweg kommen, will ich Dir zeigen, welche Wege wir fortan zu gehen haben."

Wilders hörte nicht mehr auf sie. Er bemerkte

auch nicht, daß sie ging. Ohne Aufhören war er mit dem Vergraben seines Schatzes beschäftigt. Als das mühsame Geschäft endlich beendigt war, sank er erschöpft auf den frisch aufgeworfenen Sandhügel nieder.

So entrollte sich Bild auf Bild im Innern der Häuser. Draußen auf den Gassen zeigten sich die Leidenschaften der Einzelnen lauter, ungebundener. Jammer und Wehklagen wurden unterbrochen vom wilden Lachen halbtrunkener Kerle, die sich in Branntwein berauschten und die widerlichsten Excesse begingen.

„Nun wird bald der Tag anbrechen!“ meinte Einer. „Und dann ...“

„Narr!“ unterbrach ihn ein Zweiter. „Es ist ja noch gar nicht Nacht gewesen. Die Bomben und Granaten fliegen so leuchtend durch den klaren Himmel, daß eine ordentliche Dunkelheit nicht aufkommen kann. Wenn sie irgendwo ist, so haust sie hinter Deinem dicken Schädel.“

„Und ich sage nochmals, es wird bald Tag; Tag für diejenigen, die bisher im Trüben fischten. Wenn Ihr aber gesonnen seid, wie ich, was möglich ist, da Ihr Euch mühsam so viele Courage angetrunken habt, als ich stets völlig nüchtern besitze, so lassen wir den Tag ein wenig früher anbrechen.“

„Meinetwillen kann schon eine ganze Stunde lang die Sonne geschienen haben," unterbrach ihn ein Anderer. „Soll es was geben? Ich komme mit und ginge es zu dem Teufel selber."

„Zu dem nun justement nicht; wohl aber zu Einem, der eine Art Kundschaft mit ihm geschlossen hat. Wollen nach dem Gouvernementshause gehen. Aber was giebt es da hinter unserem Rücken?"

Sie schauten sich um. Mehrere Ihresgleichen hatten sich um einen Kerl geschaart, der toller schrie und stärker trank, als sie Alle. Er hörte, daß es im Werke sei, nach der Wohnung des Commandanten aufzubrechen um dem alten österreichischen Baron einen Besuch abzustatten, und verschwor sich hoch und theuer, er sei der Einzige, der ihnen den rechten Weg dahin zeigen könne.

„Was der Prahlhans sich einbildet!" schrie es dazwischen. „Fort mit dem Prahlhans! Fort mit ihm, sage ich!"

„Prahlhans?" entgegnete Jener mit schwerer Zunge. „Wenn Du nicht selbst ein solcher Lump bist, so sage mir, wie findest Du den Weg in des Commandanten Keller, wo der alte Ungar liegt, den er über die Gränze paschen

ließ, damit er und seine Offiziere sich täglich gehörig vollsaufen können?"

„Ungar? Keller?" antwortete einer der Zunächststehenden. „Was sind das für Anspielungen? Bist Du vielleicht darin gewesen und willst uns mitnehmen?"

„Bin da gewesen und nehme diese zum Zeugen," sagte der Trunkene, indem er ein Paar Flaschen hochhielt. „Diese Beiden sind von der Beute, die ich machte, übrig geblieben. Kostet die Tropfen und sagt mir, ob es nicht der Mühe werth ist, den Rest herauszuholen, der noch immer recht ansehnlich ist?"

In wenigen Augenblicken waren die Flaschen leer. „Zeige den Weg!" rief es. „Und zu dem Golde des österreichischen Barons zeige uns auch den Weg. Wenn wir Beides haben, mögen sie meinetwegen das ganze Glatz in Grund und Boden schießen. Was kümmert es uns?"

„Gut. Ich stelle mich an Euere Spitze. Aber Ihr müßt mir auch gehorchen. Wie die Soldaten dem Offizier. So muß es sein. Und mein Gefolge muß ich auch haben. Das muß mich stützen, wißt Ihr. Habe einen Hieb zuviel. Das schadet aber für einen solchen Angriff nicht."

„Das sieht Jeder, Du Saufaus, daß Du einen Hieb hast."

„Habe einen Hieb!" fuhr Jener fort. „Geht es Dich etwas an? Und'n Hieb, den kein Feldscheer zu verbinden versteht. Ich marschiere vorauf. Und Ihr Andern könnt Eins singen. Mein Geleitsmann muß meinen linken Flügel decken; der ist besonders unsicher. Die leere Flasche in der rechten Hand ist der Commandostab. Nun marschirt rüstig vorwärts. Wenn Ihr nicht singen könnt, will ich es selbst besorgen."

„Bruder Oesterreich, nimm Dich in Acht,
Dein Bett wird Dir zurecht gemacht;
Und schwimmst Du nicht in Bier und Wein,
So soll es in der Neiße sein."

Alle lachten laut und stimmten mit ein in den wüsten Gesang. Der dem Haufen voran trabende Kerl war am lautesten und hatte stets eine Verwünschung oder einen plumpen Spaß auf den Lippen. Als sie in die Nähe des bezeichneten Hauses kamen, zeigte er auf eine Thür in der Mauer, welche sich dem Gebäude anschloß.

„Da geht es hinein. Zuerst etwas steil hinunter, dann aber gerade aus. Es ist so dunkel unten, daß

man nicht eine Hand vor Augen sehen kann. Darum sorgt für Fackeln."

„Wo, zum Teufel, kriegen wir Fackeln her?" brummte Einer.

„Was seid Ihr für Pack," entgegnete Jener mit Ueberlegenheit. „Verabredet einen Feldzugsplan und laßt die nöthige Munition zu Hause. Da seid Ihr mir wieder Dank schuldig, daß ich Alles im Voraus besorgt habe. Dafür muß ich mindestens einen doppelten Antheil an der Beute kriegen, denn ohne mich bekämt Ihr gar nichts."

Mittlerweile hatte er den Eingang geöffnet und zog hinter der Thür einige Pechfackeln hervor, die rasch angezündet wurden. Dann stieg er, Allen voran, in die tiefen Räume des Kellers hinab. Es fand sich Alles vor, wie er es vorher verkündet. Ein Anfangs enger Pfad führte in die eigentlichen Souterrains des Gouvernementshauses, ward allmählich breiter und lief auf einen halbrunden Platz aus, woselbst sich mehrere Fässer, auf starken Gestellen ruhend, vorfanden.

„Hier fängt der Weinkeller an," sagte der Führer des Zuges." Zu dem alten Baron kommen wir noch früh genug. Erst wollen wir hier in aller Behaglichkeit Eins trinken. Seht zu, in welchem Fasse der beste

Stoff ist. Nachher forschen wir den Winkel aus, wo sich die Oesterreicher mit ihren Dukaten versteckt haben. Frisch! Haltet Euch heran! Hier irgendwo müssen auch die altmodischen Schleifkannen stehen. Daraus ist gut trinken."

Die Rührigsten hatten sich an die Arbeit gemacht; sie hatten eines der Fässer auf die Seite geschrotet und den Spund ausgeschlagen. Der duftige Wein floß in die Krüge. Mit lautem Jubel den goldenen Quell begrüßend, achteten sie des Führers nicht, der sich in dem dunklen Schatten des Gewölbes allmählich verlor.

Baron von Sentzen befand sich in der größten Angst und Sophie, selbst auf das Lebhafteste erregt, vermochte ihm wenig Trost zu bringen. Der alte Herr hatte sich durch seine Anhänglichkeit an das Kaiserliche Haus, trotz aller Vorsicht, zu einigen Aeußerungen hinreißen lassen, die ein zweideutiges Licht auf ihn warfen. Das Gerücht trug das Seinige dazu bei, diese zu vergrößern und so war die Aufregung im Volke nur zu leicht erklärt. Man erinnerte sich deutlich des Tages, da die große Kutsche vor dem Gouvernementshause vorfuhr, in welcher der Baron und seine Nichte gesessen. Viele schworen Stein und Bein, sie sei ganz mit österreichischen Dukaten gefüllt gewesen. Der Baron habe

die Absicht, damit für seine Kaiserin Stadt und Festung kaufen zu wollen. Wer also diesen Schacher verhindern und das Gold lieber sich und seinen Freunden zuwenden wolle, der müsse bald und herzhaft zugreifen. Aber auch damit, meinte ein Anderer, wäre es nicht gethan. Vorsicht sei vor Allem zu empfehlen, denn die junge Person, welche der Alte bei sich habe, sei in übernatürlichen Dingen bewandert. Es sei eine Hexe, welche die Kunst verstände, sich und das Gold unsichtbar zu machen. Nur unversehends könne man sie überrumpeln.

„Ach, Sophiechen, mein liebes Kind. Wie viele Unruhe habe ich uns durch die Reise hierher bereitet. Hätte ich davon nur entfernt eine Ahnung gehabt, wäre ich nicht vom Platze gewichen. Dann hätte mich vielleicht ein preußischer Husar niedergehauen und Alles wäre vorüber. Nun schmachtest Du in diesem Käficht, Du armes Täubchen, und mußt hier noch jämmerlich verderben.“

„Sorgen Sie nicht für mich, theurer Oheim!“ bat Sophie. „Mir ist es nur um Ihretwillen leid. Diese stete Aufregung schadet Ihrer Gesundheit. Fassen Sie Muth. Ich glaube nicht, daß die wenigen harmlosen

Worte, welche Sie neulich bei der Tafel sprachen, nachtheilige Folgen haben werden."

„Dann hast Du nicht auf den Pater gemerkt. Er hörte so aufmerksam zu."

„Seine Antwort war allerdings beunruhigend, lieber Oheim. Aber nur die wenigsten aus der Gesellschaft merkten darauf."

„Ach, dieser Pater!" seufzte der Baron. „Ich betrachte ihn wie einen bösen Dämon. Als die Tafel aufgehoben war, folgte er mir auf dem Fuße bis hierher und flüsterte mir zu: „Freut mich, Sie so gut kaiserlich gesinnt zu wissen. Es war wohl gethan, sich unter der Maske eines Flüchtlings hier einzufinden und den Schutz des Commandanten in Anspruch zu nehmen. So können Sie unserer Sache um so besser dienen. Ich bewundere die Kunst, lieber Baron, womit Sie die Fäden der Intrigue so geschickt zu lenken wissen." Was half es mir, daß ich feierlich protestirte? Je mehr ich widersprach, desto inniger war der Pater von meinem Einverständniß überzeugt. Als er sich endlich entfernte, sagte er spöttelnd: „Und wenn es nicht wäre, was hülfe es Ihnen jetzt? Kein Mensch glaubt es Ihnen. Wie sich das Gerücht Ihrer Ankunft überraschend schnell verbreitete, so folgte eben so eilig das Gerücht von Ih-

ren Absichten und Plänen und kein halber Tag vergeht, so weiß jeder Pflastertreter in Glatz, was er von Ihnen zu halten hat. Darnach richten Sie sich, mein lieber Baron."

Der alte Herr hielt erschöpft inne. Sophie nahm seine Hand, die sie sanft streichelte und sagte:

„Muth, lieber Oheim. Woher soll uns Hülfe kommen, außer von uns selbst? Ja, wenn Brinken hier wäre."

„Still, Du Unselige!" rief der Alte. „Sind wir nicht schon compromittirt genug? Hält man uns nicht schon jetzt mit Oesterreich einverstanden, vom Hofkriegsrath abwärts bis zum letzten Trainknecht? Mußt Du auch noch einzelne Namen nennen? O, diese Kaiserlichen."

„Und sind sie denn nicht so recht eigentlich die Ihrigen?" flüsterte Sophie, dicht an ihn geschmiegt. „Was haben Sie mir nicht früher von dem Kaiserhofe erzählt? Welche lebenvolle Schilderungen haben Sie mir entworfen? Mit welcher Begeisterung von den Herrlichkeiten Wiens mit mir gesprochen?"

„Sonst!" seufzte der Baron. „Ja, wenn ich mich in jene Erinnerungen versenke, schwillt mein Herz mächtig an. Aber nein! Es ist Unrecht, sich damit zu be-

schäftigen, und Du thust nicht wohl, mich daran zu mahnen. Soll ich um früherer Träume willen die Ruhe meines Alters auf das Spiel setzen? Keinen Augenblick wage ich frei aufzuathmen. Zeige mir einen Weg aus diesen Mauern, und ich will so weit fliehen, daß das Auge der Späher mich vergebens suchen soll."

„Ich bin bereit gewesen, Euch diesen Weg zu zeigen, aber Ihr wolltet ihn nicht einschlagen," sagte eine Stimme und der Baron, erschrocken auffahrend, sah den zerlumpten Trinker, der seine Spießgesellen in die Souterains des Gouvernementshauses geführt hatte, vor sich stehen. „Damals wolltet Ihr nicht. Nun ist es zu spät und wir sitzen Alle in derselben Schlinge gefangen. Jetzt kommt es nicht mehr darauf an, die Straße zu suchen, sondern einen Schlupfwinkel zu entdecken, wo Ihr Euch vor dem wüthenden Pöbel bergt, der ein großes Gelüste nach Eurer Person und noch mehr nach Euern Dukaten hegt."

„Um Gotteswillen, David Jonas!" rief Sophie. „Gesegnet sei Euer Eintritt. Ihr erscheint uns stets als ein guter Geist in der tiefsten Noth."

„Dankt dem Zufall, der es so seltsam fügt," sagte der Krämer gutgelaunt. „Aber während dieses Dank-

opfers vergeßt nebenbei nicht, Euch sofort zur Wanderung anzuschicken, denn hier seid Ihr keinen Augenblick mehr sicher. Wenn meine Leibcompagnie, die jetzt unfreiwillig im Souterain campirt, den Weg zu uns herauf findet, seid Ihr verloren und ich habe meine Rolle ausgespielt, was für Viele ein willkommenes Ereigniß sein möchte."

Der Baron sah den Krämer vor sich stehen und ein Gefühl der Dankbarkeit gegen den Mann, der ihm nun schon zum dritten Male als Retter erschien, ließ ihn die gewohnte Vorsicht vergessen: „Wackerer Mann! Wenn wir jemals wieder ruhige Zeiten erleben, werde ich es zu lohnen wissen, was Ihr für uns thatet. Und Ihr könnt versichert sein, daß auf das Fürwort einiger mächtigen Freunde, Oesterreichs erhabene Kaiserin ...."

„Herr Baron," unterbrach ihn der Krämer rauh. „Wenn dem Wiener Hofe die Verdienste klar würden, welche ich mir um ihn erwarb, hinge man mir ein Gnadenkettlein um, woran ich mich zu Tode schleppen müßte. Aber verlieren wir nicht die Zeit mit müßigen Worten; sie ist zu kostbar dazu. Noch in dieser Minute ist der Weg zu einem sicheren Schlupfwinkel offen; in der nächsten ist er es nicht mehr."

Sophie raffte zusammen, was sie zu einer schnel-

len Flucht für nöthig hielt und trieb auch den Oheim zur Eile an. Aber der günstige Moment war verstrichen. Als sie sich anschickten, das Gemach zu verlassen, öffnete sich die Thür und Pater Xaver erschien auf der Schwelle.

„Da sind sie!" rief der Pater triumphirend. „Der Herr hat meine Schritte gelenkt, die Flucht der Verräther zu vereiteln. Ihr seid gefangen."

„Ist der Teufel ganz und gar los!" rief David Jonas überrascht. „Euer Hochehrwürden müssen vortrefflich bedient sein, daß Ihr aus dem Schlupfwinkel entkamt, worin ich Euch so sicher untergebracht glaubte."

„Wehe Dir, Verworfener! Wehe Dir, daß Du einen so schändlichen Spott mit mir getrieben!" eiferte Xaver. „Dir wird nach Deiner Missethat vergolten werden. Gepriesen ist die Allmacht, welche die willenlosen Schritte eines Nachtwandlers so lenkte, daß mir durch ihn offenbar werden mußte, wie die Mauer sich spalten kann, damit ein lebendig Begrabener wieder gewonnen und ein Werkzeug werde, die Verräther zu fahnden und dem unerbittlichen Strafgericht zu übergeben."

„Ihr meint doch mich, Herr Pater? entgegnete der Krämer.

„Dich und die Andern aus der Rotte Korah, die sich verschworen haben gegen die Gloire des großen Preußenkönigs, damit Er verderbe. Aber noch triumphirt Ihr zu früh. Wenn Ihr es auch durch Euern Verrath dahin brachtet, daß Friedrich hier eine Niederlage erleidet, sollt Ihr mindestens diesen Triumph nicht zu genießen haben, sondern den ehrlosen Tod eines Verräthers sterben."

„O vortrefflich, mein allerfrömmster und sehr christlicher Pater!" lachte David Jonas laut auf. „Ich bin gerade nicht zu lustigen Schwänken aufgelegt, aber dieser Einfall versetzt mich in Entzücken. Nun sehe ich ein, daß König Friedrich in Schlesien unbesiegbar ist, da Ihr Euch zu seinem Bungesgenossen erklärt. Und Euer Wort scheint sich rascher zu erfüllen, als Ihr selbst glaubt. Ihr erscheint als der strafende Richter und die Diener des Zorns folgen Euch auf dem Fuße. Hört Ihr, wie sie die Treppe hinaufstürmen? Pater! Dieser Augenblick entscheidet zwischen uns. Ihr oder ich!"

„Ihr! Ihr!" rief Xaver. „Wer sie auch sind, die sich dort nähern, ich rufe ihren Beistand an und sie werden mir ihre Arme leihen. Hierher, meine Freunde! Hierher!"

Der Krämer folgte dem forteilenden Pater in größter Hast. Der wüste Haufe hatte den Weg aus dem Souterain gefunden und stürmte nun in wilder Trunkenheit die Treppe hinan. Der Pater, welcher auf eine Abtheilung preußischer Musketiere gehofft hatte, fuhr überrascht zurück, als er diese entfesselten Bestien vor sich sah. David Jonas, der ihn in diesem Augenblicke überholte, ergriff seine Hand und ihn bis zum Treppengeländer mit sich reißend, schrie er seinen Genossen zu:

„Es ist Alles vorbei mit der versprochenen Beute. Der Baron ist fort; die Dirne ist fort und mit den Beiden ist auch das Gold bei'm Teufel. Das habt Ihr Diesem zu danken. Er hat ihnen geholfen, sich aus dem Staube zu machen; sie sind nirgends zu finden."

Pater Xaver wollte sprechen, aber das wüste Toben verschlang seine Stimme und der Krämer schrie über Alle hinaus:

„Das Gold hat dieser Pfaff in Sicherheit gebracht. Wenn Ihr mit ihm theilen wollt, so preßt ihm sein Geheimniß ab. Laßt ihn bekennen, wo er es verborgen hat. Nehmet ihn hin und laßt ihn nicht eher los, bevor er Euch den Winkel zeigt, wo er den Schatz verscharrte."

Mit lautem Gebrüll warfen sie sich auf den Pa-

ter, der sich vergebens loszureißen strebte. Mit wiehern-dem Gelächter hoben sie ihn auf ihre Schultern und stürmten die Treppen hinunter.

Der Baron und Sophie erwarteten in wachsender Todesangst die Rückkehr des Krämers.

„Sie sind fort!" sagte dieser eintretend. „Nun gilt es. Hat der nachtwandelnde Commandant den Pater aus dem Kerker befreit, zu dem ich ihn verurtheilte, so ist es nicht durch die Hauptthür geschehen, denn dazu habe ich den Schlüssel bei mir. Es muß hier eine mir unbekannte Verbindung geben, und diese müssen wir auffinden, da durch sie allein unsere Rettung möglich ist. Gehen wir an's Werk."

Mit Lichtern versehen, schlichen sie über den Corridor. Das wüste Geschrei der Trunkenbolde, die dem Pater ein Geständniß zu entreißen suchten, schallte von unten herauf und trieb die erschreckten Flüchtlinge in athemloser Hast weiter. Endlich erreichten sie das Wohngemach des Commandanten. Erschöpft sank der Baron in einen Sessel. Sophie warf sich vor ihm auf die Kniee und weinte still.

David Jonas blickte vorsichtig nach allen Seiten und prüfte jeden einzelnen Gegenstand. Umsonst. Nirgends zeigte sich etwas Außergewöhnliches.

Die Minuten verstrichen. Die Angst der Harrenden wuchs. Mit klopfendem Herzen folgten sie jeder Bewegung ihres Führers.

„Umsonst!“ murmelte dieser vor sich hin. „Ich finde mich nicht zurecht und wir haben uns hier in der eigenen Schlinge gefangen.“

„O mein Kind! Mein armes Kind!“ jammerte der Baron. „Was ist an dem Bischen Bodensatz meiner Jahre gelegen. Gern gebe ich sie dahin. Aber Dein junges Leben so traurig hingeopfert zu sehen. Meine Sophie!“

Die Jungfrau sprach nicht. In Thränen aufgelöst, drückte sie den Oheim fest an sich.

„Wie sie jauchzen diese Wütheriche!“ sagte der Baron. „Aber fürchte nichts, mein Kind. Ehe einer dieser Bestien es wagt, Dich zu berühren, muß er erst diese Brust durchbohren.“

David Jonas hatte in steigender Erregung seine Nachforschungen fortgesetzt. Mit fiebernder Hast tappte er an den Wänden herum. Da fühlte er, daß diese an einer Stelle dem Drucke seiner Hand nachgab, und langsam wich diese auseinander, eine Treppe zeigend, die in die Tiefe hinab führte.

„Nun sind wir frei!“ rief der Krämer und winkte

den Beiden, welche, leichter athmend, dies Ereigniß vor sich sahen. „Vorsichtig! Bewahren Sie die Lichter vor dem Verlöschen und folgen Sie mir nach. Vorwärts mit Gott!"

Sie verschwanden in dem Schatten, den die Wand zurück warf. Diese schob sich lautlos zusammen, als die Flüchtlinge die erste Stufe betraten.

Der rasende Haufe war unterdessen auf die Straße hinausgestürzt. Sie hatten den Pater in ihrer Mitte. Er hing leblos in den Armen seiner Peiniger. Sie hatten ihm kein Bekenntniß zu entreißen vermocht. In ihrer steigenden Wuth warfen sie ihn sich einander zu, damit Jeder seinem Grolle gütlich thun könne. Nur ein Mal, als er, sich in seinem Schmerze aufraffend, sie mit seinen funkelnden Augen anblitzte, wichen sie unwillkürlich vor ihm zurück.

„Das kann ich nicht mehr ansehen," sagte Einer, dessen Rausch allmählich verflogen war, und schüttelte sich im Fieberfrost. „Eine Blutschuld möchte ich doch nicht gerne auf mich laden. Und das Blut eines Priesters vollends nicht. Ich gehe."

Er schob sich still von der Seite. Der Lärmen dauerte fort.

„Willst Du nun sprechen, Pfaff?" rief einer der

rohesten Gesellen in dieser Schaar. „Sage, daß Du es willst und bekenne Alles offen und ohne Falsch, sonst . . . . Was verdrehst Du die Augen?“

„Was ist das nur? Seht ihn an.“

„Leuchtet 'mal her!“ sagte ein Dritter.

„Das Gesicht des Mannes wird immer bleicher!“ sprach der Zweite.

„Er liegt mir schon so schwer in den Armen!“ fuhr der Erste fort.

„Schüttelt ihn 'mal, Kamerad!“

„Hilft nichts. Er bleibt stumm.“

„Und sein Gesicht. Seht doch sein Gesicht an. Was ist das?“

„Das ist der Tod!“ sagte Einer, der zu der Gruppe trat. „Ihr habt ihn umgebracht.“

„Ich nicht!“ sagte der Mann, der den Leichnam hielt, indem er ihn auf den Boden gleiten ließ. „Ich nicht!“

Sie sahen sich unter einander an, und schlugen die Augen blitzschnell nieder ob der Furcht und des Entsetzens vor einander. Der ernste Ausgang ihres wüsten Treibens hatte sie plötzlich ernüchtert. Lautlos gingen sie auseinander.

Die Leiche des Paters blieb einsam und unbeachtet am Boden.

Aber der Donner der Geschütze verstärkte sich mit jeder Minute und auf den Wällen und Bastionen ra=sete der Kampf in blutiger Erbitterung.

X.

Glatz erbebte. Die verhängnißvolle Stunde war gekommen. Werk auf Werk fiel. Der Kranach wurde zuerst von den Kaiserlichen besetzt, und nun begann der Sturm auf die Hauptbefestigungen. Das Herz des Kommandanten schlug mächtig. Die Stimme in seinem Innern sprach laut und gewaltig. Es war der Verrath, der diese feindlichen Kräfte in seines Königs Veste führte. Er hatte diesen Verrath um sich keimen sehen, und ihn nicht im Keim zertreten. Er hatte so lange mit den einzelnen Fäden gespielt, bis sie sich zu einem Gespinst verdichteten, das er nicht zu zerreißen vermochte. Dafür schnürte nun eine nicht zu bekämpfende Angst seine geängstigte Brust zusammen, daß sie schier zu zersprengen drohte.

„Ich will sie lösen diese Schuld," sprach er in sich hinein, und warf sich mit hochgeschwungenem Degen den Kaiserlichen entgegen. Aber keine der scharf gezückten

Waffen fand den Weg zu seinem Erlösung suchenden Herzen. Die Kugeln, die ihn von allen Seiten umflogen, berührten ihn nicht. Der Feind drang immer unaufhaltsamer vor. Die Soldaten folgten seinem ermunternden Rufe nicht mehr, den es war nicht der aus einem schuldfreien Heldenherzen erklingende Ruf der Begeisterung. Die ganze Garnison seufzte unbewußt unter dem Druck des Alp, der sich auf Stadt und Festung herabsenkte. Der frische, fröhliche Muth in ihrer Brust war gestorben. Regungslos starrten sie auf das unheimliche Gewühl und als die Feinde von allen Seiten auf sie eindrangen, warfen sie die Waffen weit von sich.

Alle waren Kriegsgefangene. Der Kommandant, Oberstlieutenant d'O, mit hundert und eilf Offizieren wurden in das Lager der Oestreicher abgeführt. Ein dumpfer Schmerzensschrei tönte durch die ganze Stadt.

Mit gebeugtem Rücken und zitternden Knicen nahten sich die angesehensten Männer von Glatz dem Kaiserlichen General und baten um Schonung. Dieser aber wies sie mit Härte zurück und rief den nahestehenden Adjutanten zu:

„Sagen Sie den Soldaten, daß ich sie warne, Menschenblut zu vergießen; sie sind mit ihrem Kopf dafür verantwortlich. Sonst gebe ich ihnen für diese Nacht

die Stadt preis; sie sollen die Herren darin sein. Welche Art von Beschwerden einlaufen, es wird nichts gemeldet."

Mit einem Hurrahrufe ward dieser Befehl vernommen. Wie eine Rotte losgelassener Teufel schwärmten die Soldaten durch die Straßen der Stadt.

„Hierher! Hierher, Grün-Laudon!" erklang es zur Rechten.

„Hierher! Deutschmeister hoch!" rief es von der Linken her.

Der Kroat in seinem weiten rothen Mantel schlüpfte überall durch die Reihen hin und wieder, ein allzeit zum Sprunge fertiges Raubthier, das auf die Beute lauert, die ihm entgegen getrieben wird.

In dem entferntesten Winkel seiner Wohnung harrte zagend der Bürger mit den Seinen. Fenster und Thüren waren so fest verwahrt, als sie es irgend vermochten. Aber die Gewehrkolben zertrümmerten die leichten Schutzwehren und durch den ohnmächtigen Widerstand zwiefach erbittert, nahmen sie nicht nur mit sich, was ihnen gefiel, sie vernichteten auch, was sie nicht mit fortschleppen konnten.

„Hierher, Jung-Daun!" riefen drei halb angetrunkene Grenadiere dieses Regimentes, indem sie mit den Kolben gegen eine Thür stießen, die nicht

aus den Angeln weichen wollte. Unfern davon befand sich mitten auf der Gasse ein Haufen von zertrümmertem Hausgeräth. Eine muthwillige Hand schleuderte einen Feuerbrand hinein und die Flamme beleuchtete die nächtliche Scene.

Nochmals schlugen sie mit starken Kolben gegen die Thür. Sie begann zu weichen.

„Die haben uns warm gemacht", sagte Einer der Grenadiere. „Dafür möge, wenn wir drinnen sind, Gott Denen gnädig sein, die uns diese Mühe machten. Es soll ihnen doppelt bezahlt werden."

„Ist's irgend eine alte Hexe, lasse ich sie langsam bei dem Feuer braten, das hier so lustig prasselt."

„Weißt Du nicht, daß wir kein Blut vergießen sollen, bei Gefahr des Kopfes."

„Braten ist nicht bluten! Und ich sage nochmals, die alte Hexe soll braten."

„Und wenn es nun eine junge Hexe ist?" fragte sein Nebenmann.

„Desto besser für uns, aber die Feuertaufe kriegt sie doch!" lachte Jener wild auf und führte einen so mächtigen Hieb gegen die schwankende Thür, daß sie zusammen krachte.

„Mir nach!" rief der Grenadier und wollte über

die Trümmer weg in das Haus springen. Aber auf der Schwelle trat ihm ein Mann entgegen, einen entblößten Säbel in der Hand, der ihm mit einem Schlage auf die Straße zurückwarf.

„Hier ist kein Quartier für Dich, Kamerad. Hier bin ich schon Herr und Meister."

„Und wer bist Du, ungeschlachter Bursch? Wahre Deinen Schädel, wenn er nicht von Eisen ist. Mache Platz!"

„Nicht einmal dem Teufel, vielweniger Dir, einem seiner jämmerlichsten Helfershelfer!" rief der Mann wieder und warf den andringenden Grenadier nochmals zurück. „Hier bin ich der Herr, habe ich Dir gesagt und was ich einmal erobert habe, das lasse ich mir nicht wieder entreißen, so lange ich noch einen Blutstropfen in den Adern habe."

„So wollen wir Dir diesen letzten Blutstropfen erst abzapfen!„ schrie der Grenadier außer sich vor Wuth und holte mit dem Gewehr zu einem gewaltigen Schlage aus. Aber ehe er diesen vollführen konnte, drang seines Gegners Säbel ihm so tief in den Hals, daß er röchelnd niedersank.

Mit Ingrimm sahen die beiden Andern den Fall ihres Kameraden und warfen sich dem Manne, von

dessen Hand er gefallen war, entgegen. Der Angriff geschah mit solcher Heftigkeit, daß Jener einen Augenblick wich. Aber mittelst einer geschickten Wendung rannte er den Zweiten über den Haufen und stachelte dadurch den übrigbleibenden Dritten zur erneuten Wuth. Schon waren die Kräfte des heldenmüthigen Vertheidigers erschöpft. Das Blut strömte unaufhaltsam aus einer klaffenden Wunde. Es fehlte ihm an Kraft, den Kampf fortzusetzen. In diesem verhängnißvollen Augenblick kam ein österreichischer Offizier vorüber. Der Mann erblickte denselben kaum, als er laut ausrief: „Deutschmeister hierher! Parole und Feldgeschrei: Sentzen und Sophie!"

Wie ein Blitz trafen diese Worte den jungen Offizier. Rasch stand er auf der Schwelle des Hauses und rief dem Manne zu:

„Wer hat Dir diese Parole gegeben?"

„Ich mir selbst, Herr."

„Sentzen, sagtest Du?„

„Sentzen und Sophie!" wiederholte der Mann. „Wollt Ihr Beide vom Untergange retten, so sorgt dafür, daß Keiner dieses Haus betritt und folgt mir."

Der Offizier ließ das Haus sogleich durch die ihn begleitenden Soldaten besetzen und ertheilte ihnen die gemessensten Befehle.

„Teufel noch einmal, Herr Baron, die Eurigen haben mir hart zugesetzt. An der Wunde habe ich eine Zeit lang zu pflastern.“

„Woher kennt Ihr mich?“

„Habe Euch aus den Händen der Ziethenschen befreit, habe Euch vor einem preußischen Kriegsgericht bewahrt, das keinen Spaß versteht und Euch die Briefe Eurer Liebsten bis in die österreichischen Laufgräben nachgetragen. Das spricht für meine Bekanntschaft mit Euch, Herr Baron.“

„Der Krämer!“ rief der junge Offizier überrascht.

„Derselbe. Und die Parole bleibt Sentzen und Sophie. Wollt Ihr diese Treppe hinaufgehen und in die Thür links eintreten, werdet Ihr finden, was Ihr schwerlich hier gesucht habt. Ich kann Euch nicht begleiten, denn meine Wunde brennt und wenn unter Euern Burschen draußen Keiner ist, der dem Feldscheer durch die Schule lief, kann es kommen, daß es zur Nacht mit meinem Gewerbe auf die Neige geht.“

Der Baron hatte seinen Unteroffizier gerufen und ihm befohlen, für den Verwundeten zu sorgen. Dann sprang er die Stiege hinan. Verschwunden war jeder Verdacht dem bleichen Manne gegenüber, mit dem sein Weg sich mehrere Male auf eine so verhängnißvolle

Weise kreuzte und aus dessen halbscherzenden Worten eine tiefernste Stimmung sprach.

Ohne Mühe fand der Baron die ihm bezeichnete Thür. Vorsichtig öffnete er und sah sich der Geliebten gegenüber, die ihren über die Maaßen erregten Oheim mit den süßesten Schmeichelworten zu trösten suchte. Mit lautem Freudenrufe empfing das liebende Mädchen den theuern, fern geglaubten Freund und sehnsüchtig streckte ihm der alte Baron die Hand entgegen, den Zufall segnend, der ihm in der Stunde der Gefahr einen so treuen, zuverlässigen Freund sandte.

„Fürchten Sie nichts mehr!“ sagte der Baron. „Alle Gefahr ist vorüber. Glatz ist in unsern Händen. Sie befinden sich auf Kaiserlichem Boden, mein hochverehrter Freund. Du bist in dem Eigenthum der Kaiserin, meine Geliebte! Und wenn es Euch hier weh um's Herz ist, so warte ich nur den anbrechenden Tag ab, um Euch dorthin zu geleiten, wohin Ihr zu gehen wünscht. Wir haben jetzt die Macht, Euch vor jeder Unbill zu schützen und Euch jedes Zwanges zu entheben.“

„Und wer zeigte Dir den Weg zu uns, theurer Freund?“ fragte Sophie. „Ein guter Genius war es, der Deine Schritte leitete.“

„Dieser Genius hatte sich die Gestalt des Krämers von Glatz geborgt," sagte der junge Offizier. „Es war jener unbegreifliche Ueberall und Nirgends, dem gegenüber mein anfängliches Mißtrauen allmählich schwindet und dem ich meine Achtung nicht versagen kann. Es ist kein gewöhnlicher Geist, der, um der Sache, der er sich einmal widmete, redlich zu dienen, sich jeder Gefahr blosgestellt und Verstand genug besitzt, diese superklugen Preußen immer und immer wieder zu täuschen. Er hat uns treu gedient und ich will seiner später dankbar eingedenk sein. Jetzt aber wollen wir uns zunächst mit uns selbst beschäftigen und von einer bessern Zukunft träumen."

Während hier mitten im wilden Kriegslärmen ein stiller Friede drei glückliche Herzen beseligte, tobten die plündernden Soldaten durch die ihnen preisgegebene Stadt. Hier war es die wehrlose Unschuld, die machtlos mit dem gereizten Wüthrich rang; dort eine verzweifelnde Mutter, die vergebens den Säugling in der Wiege vor dem gierigen Blicke des grinsenden Panduren zu verbergen suchte. Dort schwang der Hausvater die blinkende Axt und drohte, sie auf den Schädel des Räubers herabfallen zu lassen, dem die gemachte Beute

noch nicht genügte und der mit Brand und Mord die Hausbewohner einzuschüchtern drohte.

Noth, Jammer und Wehklagen überall. Weinend irrten die von dem heimischen Heerde Vertriebenen durch die Straßen. Dieser trug irgend ein unnützes Geräth auf den Schultern fort, Jener warf auch das Letzte von sich.

„Wozu schleppt Ihr das werthlose Gerümpel hinter Euch her, Frau? Laßt es doch liegen."

„Ach nein, lieber Nachbar. Ist ja der grüne Sorgenstuhl vom Urgroßvater selig her, worauf der alte Mann hinter dem Ofen zu sitzen pflegte. Weiß nicht, wo er geblieben ist und wollt'n ihm nachbringen."

„Gott erbarms! Die Frau ist nicht bei sich. Sieht Sie denn nicht, daß Sie nur einen werthlosen Stumpf hinter sich her schleppt? Kennt Keiner die Frau? Wer sie nur ist?"

„Die Gerberliese aus der Schlossergasse. Sie spricht von ihrem Vater, der vor Schreck gestorben ist, als die Brandstifter bei ihm eindrangen."

„Kenne Euch, Freund. Ihr seid Meister Simon vom Baderberg. Ist's Euch schlimm ergangen?"

„Das sei Gott geklagt. Schränke und Truhen aufgebrochen. Was sie nicht fortschleppen konnten, ha-

ben sie verdorben. Hört nur den Lärmen dort. Hei! Wie die Weiber kreischen! Mann! Mann! Das ist ein großes Unglück, was über unsere arme Stadt hereinbricht."

„Uns so zu verlassen!" schalt der Bürger. „Erst eine Vertheidigung auf Tod und Leben, daß die Kaiserlichen immer mehr in Wuth gerathen, und dann die Gewehre hinwerfen und sich kriegsgefangen machen lassen! O des Jammers! Nun sitzen wir da!"

„Von dort her stürmt schon wieder ein toller Haufe heran. Was giebt es Leute?"

„Was soll es geben? Die verdammten Oesterreicher! Diese Kroaten! Diese Hunde von Panduren! Es ist herzbrechend."

„Aber was denn?"

„Es ist ihnen nicht genug, die Gesunden zu verderben; sie machen sich auch an die Preßhaften und Kranken."

„Schwatzt doch kein ungewaschnes Zeug! Was wollen Sie von den Kranken?"

„Fragt sie selber, wenn Ihr die Courage dazu habt. Es hat ihnen Einer eingeredet, weil kein braver Kerl einem Kranken etwas zu Leide thun wird, hätten die reichen Glatzer ihr Gold und Silber nach dem Siechenhause an der Malzdarre gebracht. Nun ziehen sie

dahin und kehren die Kranken, sammt den Betten das unterst zu oberst. Viele Hundert halten die Straße gesperrt und drohen, Kranken und Gesunden, so viele deren darin sind, das Dach über den Kopf anzuzünden, wenn man ihnen nicht die Feldkessel, die sie auf der Spitze ihrer Piken tragen, mit harten Thalern und Guldenstücken füllt."

„Und es regnet nicht Feuer und Schwefel auf die Häupter dieser Frevler herab, wie weiland zu Sodom und Gomorrha geschehen ist?" fragte händeringend ein schmächtiges Männchen mit einem vertrockneten Mumiengesicht. „Wehe! Wehe! Welcher Jammer ist gekommen über Israel, daß die Gläubigen verdammt sind zu solcher Pein?"

„Bitte Euch, Schulmeister, stellt Eure Predigt ein!" ermahnte ihn Einer aus der Menge. „Keine hungrige Ratte hört Euch zu. Flucht lieber eine Million Donnerwetter auf die Kroaten herab, das erleichtert das Herz. Warum sieht man Euch zu dieser Zeit auf der Straße, da Ihr doch sonst daheim sitzt in erbaulichen Gesprächen begriffen mit Euerer schwesterlichen Freundin Vefa?"

„O, das allerunschuldigste Lamm wird von den Klauen dieser Wölfe zerrissen!" kreischte heulend das

Männlein. „Nein, nicht ein Wolf, denn der hat ein zeitweiliges Erbarmen, ein blutdürstiger Tiger war jener Laudonsche Grenadier, der die Jungfrau meiner sichern Hürde entrissen. Sie weinte nicht, sie schrie nicht, als er die Hand nach ihr ausstreckte, daher ich muthmaße, daß ihr der Schreck die Sprache raubte. So fest hielt sie die Arme um seinen Nacken geschlungen, daß es den Anschein hatte, als wollte sie ihn erwürgen und ich hoffe, daß es ihr gelungen ist, den Belial für seine Frevelthat zu strafen, denn die Vesa ist sehr stark."

„Das weiß Er am besten zu beurtheilen, Schulmeister, da die Leute sagen, daß Er oft Gelegenheit hatte, die Stärke ihrer Fäuste zu spüren, absonderlich wenn Er Abends allzuspät vom Bräuhaus heimkam."

„Von dem alten Bräuhaus werden wir wohl nicht wieder nach einem guten Abendtrunke heimkommen. Alles ist darin spolirt. Erst haben sie sich vollgesoffen und dann die Hähne aufgedreht oder den Fässern den Boden ausgeschlagen, und das liebe Gut in die Gosse laufen lassen."

„Feuerjo! Feuerjo!" rief es von einer andern Seite her. „Es brennt an der Färberpforte."

„Laßt uns dahin. Geht denn die Nacht noch nicht zu Ende?"

„In solcher Zeit währt eine Stunde länger, als sonst ein ganzer Tag."

„Der österreichische General soll die Plünderung erlaubt haben, bis die Sonne aufgeht. Aber so weit sind wir noch lange nicht."

„Feuerjo! Feuerjo!" rief es abermals.

„Schon wieder? Wo brennt es denn nun?"

„Auf der Niedergasse."

„Niedergasse? Das ist da, wo Euer Vetter, der Webermeister Wilders wohnt. Wenn es dem an die Kehle ginge."

„Könnte ihm gar nicht schaden. Er treibt's zu arg. Hat die Krämersfrau geheirathet, nur um des Geldes willen."

„Das lasse ich ihm hingehen. Habe es auch so gemacht. Allein ich halte meine Frau in Ehren und lasse sie nicht Noth leiden. Aber sein Gold ist sein Christenthum."

„Wohl wahr. Und dies Laster nimmt mit den Jahren bei ihm zu. Von einem Herzen ist keine Spur mehr in ihm und einen Magen muß er auch nicht mehr haben, so spottwenig ißt er. Schleicht in seinem Hause umher wie ein bleicher Schatten. Wollen wir dahin?"

„Um ihm beizustehen? Das wäre ein schlechtes

Geschäft. Mir gerade recht, wenn sie ihm das Messer 'mal an die Kehle setzen. Dann kommt sein Geld unter die Leute."

„So meine ich es eben. Wir sind auch Leute, und können's brauchen. Geht nur mit."

Sie liefen mit den Andern.

Wo die Niedergasse mit der Fleischbank gränzt, stand dazumal das Haus des Webermeister Wilders. Die Thür war fest verschlossen. Jedes Fenster sorgfältig verhängt. Nichts verrieth, daß irgend ein lebendes Wesen darin athmete. Die auf- und abstürmenden Soldaten hatten verschiedene Male einen Angriff versucht und wieder davon abgelassen, weil ihnen eine andere Beute winkte, die müheloser zu erhalten war. Aber Meister Wilders hatte einen weit gefährlicheren Feind auf der Gasse, als die Oesterreicher, das waren zwei seiner ehemaligen Gesellen, die er, um geringer Ursache willen, aus seiner Werkstatt gewiesen, ihnen den verdienten Lohn unter vielen Vorwänden kürzte, und als sie sich das nicht gutwillig gefallen ließen, sie durch falsche Aussagen fast um ihren guten Leumund bei dem Gewerbe brachte. Diese konnten das Herzeleid nicht vergessen, was der Meister einst über sie brachte und standen nun da, bereit, ihr Müthchen zu kühlen.

„Gott soll bewahren,“ sagte Einer von ihnen, daß auch nur ein Pfennig von seinem Mammon in meinen Beutel fiele. Klebt ja der Fluch von Wittwen und Waisen daran. Aber er darf es nicht behalten und wenn er vor Bosheit über den Verlust das Gallenfieber kriegt, will ich mir in's Fäustchen lachen.“

„Ich lache mit,“ sagte sein Kamerad. „Und damit wir es bald können, müssen wir ihm die Oesterreicher auf den Hals hetzen. Da kommen gerade ein halbes Dutzend, die im Stande sind, unser Wort wahr zu machen. Hilf mir schreien. Hollah! Hierher! Hierher! Hier liegen tausend blanke Dukaten! Nein Zweitausend! He! Zweitausend Dukaten liegen hier! Will sie denn Niemand aufheben?

Diese Worte zündeten. In demselben Augenblicke wurden die Webergesellen von den Oesterreichern umringt, welche die Stelle wissen wollten, wo man die Dukaten ohne Mühe vom Boden auflesen könne.

„Die wollen wir Euch zeigen. Aber dann müßt Ihr auch mit Manier fragen und uns nicht die Gurgel zuschnüren. Tretet weg da vorne! Die Dukaten liegen hinter Euch.“

Drei Soldaten sprangen so schnell zurück, als spürten sie die Dukaten schon unter den Fußsohlen. Da=

durch wurde die Aussicht auf das Haus frei und der älteste Gesell sagte:

„Da drinnen wohnt der größte Geizhalz von Glatz, der ganze Berge von Gold zusammen gescharrt hat. Mir schuldet er auch noch eine Handvoll Gulden die Ihr mit in den Kauf nehmen könnt; ich will sie nicht. Aber herzhaft anfassen müßt Ihr den Kerl, sonst blutet er nicht; er ist zu zähe.“

Die Soldaten hörten ihn nicht aus, sondern fingen an, mit Kolbenstößen und eisernen Brechstangen die Thür wacker zu bearbeiten. Sie hielt so fest, als gutes Eichenholz und Schmiedeeisen irgend zu halten vermögen. Aber endlich unterlag sie der Gewalt und stürzte in Trümmer.

Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr den Soldaten. Mitten auf dem Hausflur stand die Gestalt eines Mannes bleich und regungslos. Sein Haar sträubte sich auf dem Schädel und die stierblickenden Augen traten aus ihren Höhlen. In der einen Hand hielt er eine brennende Laterne; in der andern einen Spaten. Er gab kein Zeichen, er sprach keine Sylbe. Aber die lautesten Worte, die beredteste Zeichensprache hätten nicht deutlicher reden können, als die regungslose Gestalt,

hinter welche die Thür, die in das Kellergewölbe hinab führte, sperrweit offen stand.

„Was brauchts weiter!“ sagte der führende Gesell. „Da hinunter geht es. Reißt ihm die Laterne aus der Hand.“

„Er läßt sie nicht los!“ antwortete einer der Grenadiere, der darnach griff.

„So haue die Hand ab!“ rief sein Kamerad. „Wer wird da Umstände machen?“

Die Laterne war in den Händen der Soldaten. Einer ging vorleuchtend voran. Die Andern folgten. Mit einem Freudenrufe begrüßten sie den frisch aufgeworfenen Sandhaufen. Sie warfen sich darüber hin und wühlten den Boden auf.

„Da glitzerts schon!“ rief Einer gierig und streckte die Hand nach einem vollen Beutel aus.

Sein Kamerad wehrte ab: „Erst Alles auf einem Haufen und dann ehrlich getheilt. Keinen Hinterhalt.“

Ein zweiter Beutel folgte und diesem ein dritter. Die Lust der Soldaten war im Wachsen.

Da polterte es auf der Treppe. Es war Wilders. Der Starrkrampf war von ihm gewichen; der Geist kehrte in diese zerrüttete Maschine zurück. Aber es war der Geist des Wahns, der das Hirn erglühen machte;

der Pulsschlag der Verzweiflung, der durch die Adern brauste. Der Schaum stand vor dem bleichen Munde; kalter Schweis perlte von seiner Stirn. Die Augen waren mit Blut unterlaufen. Er konnte nicht sprechen. Nur unartikulirte Töne, die sich in einen einzigen Schrei zusammen preßten, drängten sich aus der heftig arbeitenden Brust hervor. Von der untersten Stufe warf er sich mit ausgebreiteten Armen auf die Beutel, die er fest an sich drückte und regungslos daneben liegen blieb.

„Das ist der Tod!" sagte einer der Soldaten. „Laßt uns ihn bei Seite tragen. Und dann macht, daß wir wegkommen. Es riecht hier nach Hölle und Verdammniß."

Sie schoben die Leiche seitwärts und trugen die Beute in aller Stille fort. Es war leer im Gewölbe. Nur in der Laterne flackerte das Licht, dem Verlöschen nahe, noch einmal auf und warf seinen Schatten auf das verzerrte Antlitz des Todten.

XI.

Noch ein Bild taucht aus dem Nebel jener verhängnißvollen Julinacht empor. Es ist die Gestalt des Krämers, dem ein mitleidiger Feldscheer die empfangene Wunde nothdürftig verbunden hat. Schwankenden Fußes betritt er die Gasse. Hier ist es still. Zerschlagenes, zertrümmertes Geräth liegt ringsumher verstreut. Daneben oder darüber hin die Beraubten und ihre Berauber. Ermüdet von dem langen Kampfe zahlen sie der Natur den gebieterisch geforderten Tribut. Sie schlafen einträchtig neben einander. Der Krämer ist der einzig Wachende auf der ganzen Strecke bis zu dem Hause des Webermeisters Wilders, der in seinem Kellergewölbe neben der Grube liegt, die er selbst, nur zu anderen Zwecken, gegraben. Das Hausgesinde ist auf und davon. Nur eine alte Magd, die für ein Stück mageres Brod mit ihren dürren Fingern die Spuhle fleißig drehen mußte, ist geblieben und wacht als Barmherzig-

keits-Engel an dem Krankenlager ihrer Herrin, deren früheres Leiden in diesen Stunden der Erregung mit verdoppelter Stärke zurückkehrte und den ohnehin zerrütteten Körper durch und durch erschütterte.

Bleich und scheinbar ohne Leben liegt Frau Gertrud da. Die Augen sind geschlossen. Die Feder, welche die alte Magd auf ihre Lippen legte, bewegte sich nicht. Mit gefaltenen Händen eifrig betend schaut die gute Alte ihre Herrin an und tiefe Bekümmerniß zeigt sich auf ihrem Angesicht:

„So muß sie einsam und verlassen sterben. Kein Priester, der sie tröstet und segnet. Ihr Mann . . . ach, die arme Frau! . . . . Sie hat nicht viele Freude in diesem Hause gehabt. Arbeit und Mühe vollauf und für das Alles kaum ein freundliches Wort. Der Meister Wilders ist ein harter Mann."

Sie beugte sich zu der Sterbenden nieder, als wollte sie sich überzeugen, ob sie wirklich todt sei. Als sie sich wieder aufrichtete, war es ihr, als huschte ein schwarzer Schatten hinter ihrem Rücken vorüber.

„Jesus Maria!" rief sie vor Schreck auffahrend. „Hebe Dich weg, Satanas!"

„Still, alte Margareth!" sagte der Krämer mit

gedämpfter Stimme. „Dein Schreien hat die Sterbende erschreckt. Siehst Du nicht, wie sie zusammenzuckt?"

„Ach, Du allbarmherzige Jungfrau! Ihr seid es? Wo kommt Ihr nur her? Ihr wollt doch nicht, die Aermste, die in dieser Zeit genug gelitten, mit Vorwürfen quälen?"

„Ich will nur Abschied nehmen," antwortete der Krämer mit trübem Lächeln. „Du hast mich lange genug in meinem Hause gesehen, um zu wissen, daß ich gegen Niemand Groll hege. Geh, Alte. Bei jedem Abschied ist der Dritte überflüßig. Ich danke Dir für Deinen Beistand, den Du der Frau geleistet. Laß mich allein."

Zögernd entfernte sich die Magd. David Jonas saß neben der Sterbenden und faßte ihre Hand, die leise in der seinigen zuckte. Nochmals schlug sie die Augen auf und blickte ihn starr an, als hätte sie eine Erscheinung. Leise beugte er sich zu ihr herab und fragte mit dem Tone der zartesten Sorge:

„Wie fühlst Du Dich, alte Gertrud?"

Sein Name ging kaum hörbar über ihre Lippen. „Ich bin es!" antwortete er liebreich. „Ich wollte Dich noch einmal sehen vor Deinem Heimgange, um Dir zu sagen, daß ich niemals einen Groll gegen Dich hegte. Wir

haben einander manches Herzeleid bereitet. Laß es vergeben und vergessen sein."

Gertrud war unruhig. Ihre Augen schweiften umher, als suchten sie etwas.

„Liege still!" fuhr der Krämer fort. Du hast von Ihm nichts mehr zu fürchten. Ihm ward sein Lohn; er ist dahin."

Ein tiefer Seufzer rang sich von der Brust der Sterbenden los.

„Ich kann nicht bei Dir bleiben," sagte er nach einer Pause. „Aber wenn ich scheide, werde ich sorgen, daß treue Hände sich Deiner annehmen. Mein Wunsch war, mich mit Dir zu versöhnen und Dich zu bitten, ohne einen Groll gegen mich aus der Welt zu gehen."

Gertrud vermochte nicht mehr zu sprechen, aber der verlöschende Blick ihres Auges sagte Alles.

„Sei bedankt!" sprach David Jonas. „Und nun dieser Stein von meinem Herzen herunter ist, sind meine Geschäfte in Glatz für immer geendet. Ich verlasse es noch in dieser Stunde. Ueber kurz oder lang ist auch mein Wanderleben vorüber; dann, alte Gertrud, finden wir uns an einem andern Orte wieder. Du willst beten... Komm! Ich bete mit Dir."

Er faltete ihre Hände in einander und bewegte

still die Lippen. Dann sah er auf die Frau, die regungslos vor ihm lag und drückte ihr die Augen zu:

„Fahre hin! Dir ist wohl. Ich muß meine Wanderung noch fortsetzen. Wer weiß, wo sie endet?"

Stumm verließ er die Kammer.

Das Leben auf den Straßen ist zurückgekehrt. Allerlei Volks geht darin auf und ab. Still grollend oder laut zürnend streifen sie sich. Keiner traut dem Andern. Wird irgendwo ein lautes Wort gehört, eilen gleich Mehrere der Stelle zu, wo es erklang, als hofften sie von dort den Beginn eines neuen Lebens und als müßten sie die Hände dabei im Spiel haben. Zwischen durch bewegten sich kaiserliche Offiziere und Beamte der Stadt, die fortwährend zur Ruhe ermahnten und Soldaten wie Arbeiter antrieben, alle Hindernisse aus den Straßen zu entfernen und die Wege frei zu machen.

Mitten in diesem Gewühl taucht David Jonas auf. Vorsichtig späht er nach allen Seiten, ob auch irgend ein bekanntes Gesicht ihm entgegen kommt und wenn er ein solches zu erblicken glaubt, sucht er ihm auszuweichen. Mehrere Male schon ist es ihm geglückt und er nähert sich bereits dem Brückenthor, durch welches hinaus es über den Roßmarkt geht, als er aber-

mals, um einen Bekannten zu vermeiden, sich seitwärts wendet und er sich nun einem Manne gegenüber sieht, mit dem er in früheren Zeiten öfter verkehrte.

„Sieh da!“ rief dieser ihn an. „Wer hätte es gedacht? Berg und Thal kommen nicht zusammen, wohl aber Menschen und wenn sie noch so weit auseinander sind. Sagt mir ....“

„Ihr irrt Euch, Mann,“ entgegnete der Krämer. „Ich kenne Euch nicht.“

„Nicht? Das ist nicht freundschaftlich von Euch. In früheren guten Tagen spracht Ihr anders. Verleugnet Ihr mich, weil ich nicht mehr so reputirlich darein schaue, wie ehedem? — Das ist schlecht von Euch, David Jonas! Man muß seine Freunde hübsch wieder kennen, David Jonas!“

Die letzten Worte sprach der Mann absichtlich mit gehobener Stimme. Der Name David Jonas durfte an keinem Orte in Glatz gesprochen werden, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Auch jetzt wandte sich Jedermann den beiden Sprechenden zu.

„Was sagtet Ihr? David Jonas? Der hausirende Krämer von der Frankensteiner Gasse? — Der österreichische Spion, der uns unglücklich gemacht hat? — Wo ist er? — Wer spricht von ihm?“

So ging es bunt durcheinander. Ein dichter Menschenknäuel hatte sich um die beiden Männer gebildet. An ein Entrinnen war nicht zu denken.

„Was schreit Ihr und laßt einen Mann nicht zu Worte kommen?“ schalt der Zerlumpte, welcher den Krämer aufgehalten hatte. „Ist der Kerl, der David Jonas gefangen, so muß es auch Jemand geben, der ihn gefangen genommen hat, und dieser Jemand bin ich. Da steht der Spion. Ich habe ihn gegriffen. Ich! Und ich will Den sehen, der ihn mir nimmt, ehe ich abgefunden bin.“

„Wollen es Dir zeigen!“ lachte Einer laut auf. „Will etwas Apartes haben für das Greifen. Höchstens kannst Du den Strick bezahlen, womit er gehängt wird.“

„Das habt Ihr gut gesagt, Nachbar. Fällt dann der Gemeinde nicht zur Last diese Execution. Aber laßt uns doch den Kerl näher ansehen, ob er es auch wirklich ist. Schiebt ihn mal vor.“

Der Krämer zuckte, als er von mehreren Fäusten zugleich gefaßt wurde. Seine Wunde brannte. Er biß die Zähne fest zusammen, um jeden Schmerzenslaut zu unterdrücken, aber das Gesicht glühte im Fieber.

„Was der Kerl für Fratzen schneidet! Und —

Teufel noch ein Mal! Was ist das? Meine Hand ist voll Blut! Woher kommt das?"

„Woher soll es kommen? Der Schurke hat uns chicanirt, so lange er Athem hat. Weil er weiß, daß wir ein Exempel an ihm statuiren und ihn öffentlich verurtheilt wissen wollen, bringt er sich heimlich selber um. Aber das soll ihm nicht gelingen. Dafür laßt mich sorgen. Er soll die Hände schon ruhig halten. Einen Strick her."

Während die Massen sich immer dichter um den Krämer schloßen, bewegte sich von dem Gouvernementshause her die Kutsche des Barons von Sentzen. Der alte Herr und seine Nichte saßen darein, frei aufathmend und im innersten Herzen Gott dankend, daß sie der drohenden Gefahr glücklich entgangen waren. Capitain von Brinken ritt vor dem Wagen her, um ihnen das Geleit bis über das Weichbild der Festung hinaus zu geben.

Der Capitain sprach seiner Braut guten Muth ein, und der alte Herr sagte:

„Wie froh will ich sein, wenn ich draußen unter Gottes freiem Himmel in meinen Bergen bin. Keine Macht der Welt soll mich wieder von meinen stillen Heerden treiben. Aber darum bitte ich Dich, mein Kind und auch Ihnen, mein Sohn, lege ich es an's Herz,

wenn Ihr jemals dem Manne begegnet, der das wenige Gute, das ich ihm früher erwies, so reich vergalt, gedenkt es ihm. Ihr wißt, Wen ich meine. Was geht es uns an, Wem er diente und auf welche Weise. Uns war er treu ergeben. Und ich hoffe, es wird nicht für Verrath ausgelegt werden, wenn ich treu bei dem Grundsatz meiner Altvordern festhalte, Treue mit Treue zu belohnen."

Der alte Herr schwieg. Schon seit einiger Zeit hatte sich die Kutsche nur langsam fortbewegen können. Jetzt stand sie ganz und gar still. Die dichten Menschenmassen hemmten das Weiterfahren.

„Platz da! Platz da!" riefen die zugführendenden Husaren.

„Macht eine Gasse, Leute!" befahl der Capitain. „Was für ein Auflauf, Unteroffizier?"

„Weiß nicht, Euer Gnaden. Ich höre so etwas von einem Spion, den sie hängen wollen."

„Volksjustiz in einer Stadt Ihrer Majestät der Kaiserin? Sprengt sie auseinander. Was untersteht sich der Kerl? Macht Ihr nur Miene, den Zügel meines Pferdes anzurühren, reite ich Euch nieder. Was habt Ihr vor?"

„Mit Verlaub vor Euer Gnaden. Sie wollen den

David Jonas aufhängen und sind nur noch nicht einig, an welcher Stelle. Er soll recht weit zu sehen sein, als abschreckendes Beispiel."

Der Capitain feuerte seine Leute mit beredten Worten an. Mehrere gut angebrachte Hiebe thaten die gewünschte Wirkung. Die Masse sprengte schreiend und schimpfend nach allen Seiten auseinander. David Jonas war frei.

Die sorglichste Hülfe wurde ihm zu Theil. Einer der Husaren saß ab. Man hob den Verwundeten in den Sattel und nahm ihn in die Mitte. Glatz lag hinter ihm. Frei athmete er auf.

Mit einbrechender Nacht wurde in einer einsamen Herberge übernachtet. Als am andern Morgen die Reise fortgesetzt werden sollte, suchte man umsonst nach dem Krämer von Glatz. Am äußersten Hofthor war ein beschriebener Zettel befestigt, der die Worte enthielt:

„Ich kann von den Feinden meines Königs keine Wohlthaten annehmen. Rettete ich den Baron von Brinken, weil er in jugendlicher Uebereilung fehlte, so hat er mich dafür wieder gerettet. Wir sind quitt für immer."

———

XII.

Der Tag von Hubertsburg hatte dem Vaterlande den Frieden zurückgegeben. König Friedrich war der schlesischen Lande Herr und sandte den Prinzen von Bevern, damit er in Seinem Namen von der Grafschaft Glatz Besitz ergreife. Es war am 18 März des Jahres 1763 als der Prinz in Gegenwart des Kaiserlichen Generalfeldmarschall, Grafen von Gaysruck, diesen königlichen Befehl vollzog und die Regimenter von Fouqué und Le Noble Order erhielten, die Festung Glatz zu besetzen.

Ein trüber Tag brach für den ehemaligen Commandanten an, als er zu derselben Zeit aus der Kaiserlichen Gefangenschaft zurückkehrte. Ein Kriegsgericht wurde eingesetzt, das den Oberstlieutenant d'O zum Tode verurtheilte. Die Execution sollte zu Breslau in einem der ehemaligen Raveline vor dem Schweidnitzer Thor stattfinden. Schon schickte der Verurtheilte sich

an, auf den Sandhügel nieder zu knieen, da kam der königliche Pardon und zugleich der Befehl, der den Verräther des Landes verwies. Die Geschichte weiß nichts weiter von diesem Unglücklichen, als daß er nach einem freund- und freudelosen Dasein in dem Hospital zu Turin verstorben ist.

Friede!

Lust und Freude überall, hüben und drüben, zu Berg und Thal, so weit das feierliche Glockengeläute die blaue Frühlingsluft durchzittert. Ganz Glatz prangt im Festschmuck. Fouqué, der ritterliche Held von Landshut, kehrt aus der kaiserlichen Haft zurück und die Sorgfalt des königlichen Freundes bereitete ihm die Stätte.

Wiederum wogt es auf den Straßen. Aber diesmal strahlen Frohsinn und Heiterkeit auf allen Gesichtern und viele Augen spähen sehnsüchtig in die Ferne ob der Langersehnte denn noch immer nicht komme?

Es dunkelte schon stark. Zu der Ungeduld der Erwartung gesellte sich die Furcht, es könnte dem noch immer Leidenden etwas begegnet sein.

Wo weilte der sehnlich erwartete Held?

Er war noch eine weite Strecke entfernt. Als die Abenddämmerung sich auf den Wald herabsenkte, fuhr der Wagen an den Saum desselben hin. Der General

hatte einige Male sorglich ausgespäht und seinen Begleitern, denen dies wundersam erschien, heiter angelächelt, aber ohne ein Wort zu sprechen.

Jetzt zeigte sich ein verschlungener Pfad, welcher in das Dickicht führte, so schmal, daß er nur dem geübten Auge sogleich erkennbar war. Der General rief dem Kutscher ein lautes: „Halt!" zu und schickte sich an, auszusteigen.

Die Offiziere, welche ihm gegenüber saßen, verließen den Wagen und fragten, wohin sie den General zu begleiten hätten.

„Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte Fouqué. „Ich bedarf Ihrer Begleitung nicht, sondern ersuche Sie, mich hier zu erwarten. Fürchten Sie nichts, meine Herren. Der alte Feldherr will, bevor er in seine Friedensburg einzieht, eine Ehrenschuld berichtigen, welche sein Gewissen schwer belastet. Ich will hoffen, daß ich es noch im Stande bin. Nochmals, meine Herren, Sie haben nichts zu besorgen. Aber Ihre Gesellschaft kann ich nicht annehmen, da es sich um ein Geheimniß handelt, das nicht mir allein gehört. Mein alter Trautschke geht mit mir. Auf Den kann ich mich verlassen. Trautschke, wo bist Du?"

„Hier, Excellenz!“ sagte dieser und der General legte seinen Arm auf die Schultern des treuen Knechtes.

„Adieu, meine Herren! Auf baldiges Wiedersehen!“ sprach der General und ging tiefer in das Dickicht hinein.

Unweit von dem Haltpunkt stand eine einfache Bretterhütte, wahrscheinlich die ehemalige Behausung eines Waldwächters, jetzt aber seit lange nicht mehr bewohnt. Wind und Wetter hatten allenthalben freien Durchzug. Dennoch brannte auf dem Platze, der sonst zum Heerde gedient hatte, ein munteres Feuer und eine an der Wand hängende Lampe verbreitete genugsame Helle. Von irgend einem Hausgeräth war in der Hütte nicht das Geringste vorhanden.

Sinnend stand der Krämer von Glatz am Feuer. Die Strapatzen und Mühsale der Zeit hatten ihr Recht geübt. Die stolze Haltung war gebeugt und das Haar auf dem kahl gewordenen Schädel ergraut. Aber noch immer blitzten Muth und Entschlossenheit aus den klaren Augen und der Ernst, der sich auf diesem Gesichte malte, gab Zeugniß, daß das Herz in seiner Brust der alten, guten Sache unerschütterlich treu ergeben blieb.

„Was er nur von mir wollen mag?“ sprach er vor sich hin. „Unsere Rechnung ist geschlossen. Ich habe nichts mehr mit ihm zu thun. Friedrich hat Schle-

sien erobert und er und ich haben ihm geholfen. So that jeder seine Schuldigkeit. Was ist's da weiter?"

Er ging einige Male auf und ab: „Es ist lange her, seit er mich zum letzten Male rief. Und doch hatte er die Zeichen nicht vergessen. Er wußte, wohin er das weiße Blatt mit den drei schwarzen Kreuzen schicken mußte, damit ich es fände und ihn aufsuchte. Nun, ich bin auch diesmal dem Rufe gefolgt, obgleich er meiner jetzt nicht mehr bedarf."

Der Krämer war unruhig. Plötzlich horchte er auf. Der General trat nach einer Pause ein. Trautschke blieb draußen auf Posten.

„Ist Er da, David Jonas?"

„Zu Befehl, Excellenz. Was habt Ihr mir zu sagen?"

„Dank sei dem Himmel, daß ich Ihn wieder finde. So lange ich gefangen war, konnte ich Seiner nicht gedenken. Aber jetzt will ich es gut machen."

„Hat der General einen Auftrag für mich?"

„Nein, David Jonas. Die Zeit der Arbeit ist vorüber. Der Tag der Erndte bricht an."

„Ich wüßte kein Feld, worauf meine Saat reifte."

„Die Aehren neigen ihr schweres Haupt; ich reiche Ihm die Sichel.“

„Ich glaube Euer Excellenz zu verstehen und bitte Euch, redet nicht weiter davon. Eure Sichel kann ich nicht brauchen. Was ich that, mag für etwas gelten, da ich es aus freiem Antriebe that. Wolltet Ihr mich jetzt dafür bezahlen, wäre es ein jämmerliches Handwerk, das ich getrieben und der schlechteste Bauernkerl hätte das Recht, mit Achselzucken an mir vorüber zu stolziren. Wenn das Euer letztes Anliegen ist, so sehe ich es als beendet an. Mein Weg ist weit.“

„Er soll nicht gehen!“ sagte der General, rasch auflodernd. „So nicht. Ich will es gestehen, ich hatte die Absicht, Ihm eine Summe Geldes zu bieten, nicht um Ihn zu bezahlen oder Ihn abzulohnen, sondern um Ihm eine Stütze zu reichen für Sein Alter. Er weist meine helfende Hand zurück und ich biete sie Ihm nicht wieder.“

„Dafür danke ich Euer Exellenz.“

„Aber Eines, Er Trotzkopf, wird Er doch nicht zurückweisen wollen,“ fuhr der General fort, und sein klares Auge ruhte mit unverstelltem Wohlwollen auf dem treuen Helfer in den Tagen der Noth. „Ich weiß, was Sein Gemüth bewegt, weiß, wer Ihn bei jeder Fähr-

lichkeit vorschwebte und Ihn das Schwerste vollbringen ließ."

„König Friedrich!" rief der Krämer begeistert.

„Noch ist Alles zwischen uns Beiden ein Geheimniß. Der König hörte nie Seinen Namen; weiß nichts von Seiner Ergebenheit und Treue. Er wird mich auf meiner Reise begleiten. Ich werde Ihn zu dem Könige führen und sagen: Euer Majestät, das ist ein Mann, dem wir Alle zum großen Danke verpflichtet sind, dafür und dafür und wieder dafür. Der König wird mich hören, und was dann Seine Majestät zu thun für gut findet, wird Er sich mit dem gebührenden Respekt gefallen lassen, sonst sei Ihm Gott gnädig."

„Der König!" rief der Krämer mit überwallendem Herzen. „Ich soll ihn sehen? Ihn selbst? Drüben in Potsdam? Auf den goldenen Terrassen von Sanssouci? Ihr wollt ihm von mir erzählen?"

„Das will ich."

„Der König soll von dem armen Krämer von Glatz hören? Sein helles Auge soll mir in das Herz schauen und meine Treue erkennen?"

„Das wird er. Und nun, Marsch! alter Kriegskamerad. Es ist nicht gut sein, hier im feuchten Walde."

Der Krämer gab sich einen Augenblick der lautesten Fröhlichkeit hin. Aber auch nur einen Augenblick. Eine trübe Wolke trat auf sein Antlitz und er wandte sich kopfschüttelnd ab. Der General sah es mit dem größten Erstaunen, indem er, fast zornig, ausrief:

„Er verschmäht es, vor seinem Könige anzutreten?"

„Ja, Euer Excellenz. Ich thue es, weil ich es muß. Wenn ich öffentlich mit Euch erscheine, wird unser Verhältniß offenbar, und was jetzt nur wir Beide wissen, erfährt bald die ganze Welt. Es schlummern viele Geheimnisse in dieser Brust. Geheimnisse, die Euch angehen, oder Männer treffen, die vor der Welt in Ansehen stehen. Es kommen Tage, wo der Mensch sich nicht gern an diese oder jene vergangene That erinnern läßt, wäre sie auch in der edelsten Absicht von der Welt geschehen. Eine solche Stunde könnte auch ein Mal über Euch kommen, und dann käme die Reue. Vor dieser will ich Euch bewahren und darum folge ich Euch nicht nach Potsdam; darum verlasse ich Euch in dieser Minute und werde Euch nicht wiedersehen."

„David Jonas!" rief der General. Der Ton der Stimme gab Zeugniß von der tiefen Erschütterung des Feldherrn.

„Mein Wille ist eisern. Euer Excellenz wissen das

von früher und werden ihn nicht beugen. Bangt Euch nicht um mich. Diese Arme sind stark genug, mich zu erhalten, so lange mir noch zu leben bestimmt ist. Zu Vieles habe ich gesehen, zu Schmerzliches erfahren, um mich von allem müssigen Volk als ein Wunderthier begaffen zu lassen. Mir genügt das Bewußtsein meiner That. Ich bin mit dem Glücke zufrieden, dem Könige und dem Vaterlande gedient zu haben. Reichen Euer Excellenz mir noch einmal die Hand. Ich scheide mit diesem Händedruck. Sendet nicht wieder nach mir. Euere Zeichen werden mich nicht finden, denn ich werde die Orte, wo sie gefunden worden, nie wieder betreten. Laßt mich unbehindert meine Straße wandern. In meinem innersten Herzen fühle ich es, daß die Wanderung nicht allzu lange dauern wird. Geht, General. Laßt mich hier allein."

Fouqué verließ tief erschüttert die Hütte und ging, geführt von seinem Trautschke, zu den ängstlich harrenden Freunden zurück.

Der Krämer von Glatz blieb gedankenvoll am Feuer stehen, bis die Gluth erblich und die Flamme verlöschte. Dann schritt er hinaus und verschwand in dem Dunkel des Waldes.

„Wohin er ging? Wo er sein müdes Haupt zur

Ruhe nieder legte? Keiner erfuhr es. Wie eine halbverschollene Sage tönte sein Name bis an die Gränze des Jahrhunderts. Dann verstummte auch dieser Laut. Nur in stillen Nächten flüsterte manchmal das dunkle Laub von dem Geheimniß jener Tage.

Es war das Geheimniß von der heiligen Treue, das mir entgegen klang in dem einsamen Thal, wo ich träumend unter hohen Buchen saß und das ich Euch enthüllte in der Sage von dem Krämer von Glatz.

Die Schiffs-Pathe.

Eine Seemanns-Erzählung.

I.

Geraume Zeit ist es her — am Steinthor stand noch der „Isern Hinnerk“ und Altona war noch nicht von dem General Steenbock niedergebrannt — da befand sich auf dem Grasbrook zu Hamburg ein stattlicher Werft und an dem äußersten Ende desselben, zunächst der Straße stand ein wohnliches Haus, durch dessen helle Fenstern die Hülle und die Fülle gemüthlich in die Welt hinein lachten. Das war der Schiffswerft zum goldenen Anker und sein Baas hieß Ehrenfried Sievers.

Herr Ehrenfried Sievers war ein Mann bei der Stadt und wohl angesehen bei der ganzen Rhederei. Baute Niemand ein besseres Barkschiff auf allen Werften ober- und unterhalb der Elbe und eine stattliche Fluit, wie sie von seinen Helgen in die Elbe lief, getraute sich Keiner auf den Stapel zu setzen.

Aber dies Alles reichte nicht hin, die Wolke des Unmuths zu verscheuchen, welche die Stirn des Werft-

herrn umdüsterte. Die Herren aus der Stadt, welche es nicht verstanden, durch das kummervoll blickende Auge eines Menschen auf den Grund des Herzens hinab zu schauen, zuckten mit den Achseln, oder schüttelten mißbilligend das weiße Haupt, denn sie hielten dafür, Herr Ehrenfried Sievers sei ein habsüchtiger Mann, der sich mit dem errungenen Glücksstand nicht begnüge und kaum zufrieden sein würde, wenn er zu der eigenen Kundschaft auch noch die seiner Gewerksgenossen hätte. Der Werftmeister aber und der Helgenbaas, wenn sie solche Worte hörten, warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu, denn sie glaubten es besser zu wissen, und sich geheimnißvoll zuwinkend ging Jeder seinen besonderen Weg.

Der Werftherr stand eines Morgens draußen im hellen Sonnenschein und sah in den langsam ebbenden Strom, gleichgültig gegen des Herrgottes lichten Tag, der das Menschenvolk freundlich anlachte. Da kam ein Mann des Weges von der Stadt, viel bekannt bei Allen in der Gegend und wohlgelitten bei Jedermann wegen seines guten Herzens und seiner harmlosen Fröhlichkeit. Die wohlbehäbige Gestalt war mit einem Rocke vom feinsten kastanienbraunen Tuche bedeckt und unter der stattlichen buntgeblümten Weste baumelte die gewichtige goldene Uhrkette mit unterschiedlichen Schlüsseln und Berloquen.

Das Haar war zierlich gekräuselt und mit Puder bestreut. Den weit ausgreifenden Dreimaster trug er meistens in der Hand, da er der Bekannten gar viele hatte, und er zu bequem war, jedesmal den Hut zu ziehen, wenn ihm ein solcher begegnete. Er nickte dann bloß mit dem Kopfe. Das war Herr Jonathan Allerdiek, ein wohlhabender Mann, der kein eigentliches Gewerbe trieb, aber von den meisten Hanthierungen tüchtige Kenntnisse hatte, und auch im Handel und Wandel zum Oeftern seinen Schnitt zu machen verstand. Er ging raschen Schrittes durch die Werftpforte und bot dem finster vor sich hinblickenden Baas einen fröhlichen guten Morgen. Dieser reichte dem Gaste schweigend die Hand.

„Habt Ihr einmal wieder Euern bösen Tag, Nachbar? Dann wette ich, es geht nicht nach Euerem Sinn, entweder auf dem Werft, oder im Hause.“

„In dem letzten, Nachbar, in dem letzten,“ sagte der Baas vor sich hin.

„Hm!“ sagte Herr Jonathan Allerdiek, mißbilligend den Kopf schüttelnd. „Dann geht es über Eueren Sohn her, denn die taube Haushälterin dankt dem Himmel, wenn sie in ihrer Gottseligkeit rechtschaffen hanthieren kann. Also der Gottfried?“

„Kein anderer. Der Junge ist ein Nagel zu meinem Sarge.“

„Oder vielmehr Ihr seid selbst der Schlagbaum, der ihm den Weg zu Eurem Herzen versperrt. Ich fürchte, Nachbar, Ihr thut dem Jungen himmelschreiendes Unrecht, das an den Tag kommen wird, wenn es vielleicht zu spät ist. Was giebt es nun wieder zwischen Euch?“

„Was es giebt? Das alte Lied. Hat seine Lehrzeit auf dem Werft des Vaters ausgehalten und ein Jahr lang als Geselle auf dem Holländischen Werft in Sanct Pauli hanthiert. Darauf habe ich ihn nach Amsterdam und London reisen lassen, was schwers Geld gekostet hat, damit er in der Fremde etwas Rechtschaffenes lernen sollte, und nun er zu Hause kommt . . . . Was meint Ihr, Jonathan Allerdiek?“

„Nun?“ fragte dieser.

„Ein Jahr sollte er wegbleiben, aber er blieb drei Jahre fort und hat während der Zeit das Geld auf eine heidnische Weise verschleudert. Er sollte Schiffsbau treiben, aber er hat Axt und Winkelmaas beiseite gelegt, hat die Steuermannskunst gelernt, wovon ein Schiffbauer den Teufel nichts zu wissen braucht; hat in tausend unnütze Dinge hineingepfuscht und nur das Eine, was ihm

noth thut, hat ihn mit nichten gekümmert. Soll ich da nicht aus der Haut fahren?"

„Bleibt lieber noch eine Weile darin, Nachbar. Wenn ein Mensch krank darnieder liegt, muß man ihn nicht hülflos schmachten lassen. Er muß sorgsam gehegt und gepflegt werden, damit die ungesunden Säfte den Körper verlassen und er fröhlich zu einem neuen Leben heranblühe. Habe einmal über die Schulter eines alten Schiffsdoktors weg in dessen Receptenbuch geschaut und unter den Tiegeln in der Apotheke die Kohlen glühen sehen. Wer weiß, ob ich nicht das rechte Mittel finde, dessen Gebrauch ihn genesen macht. Dazu muß ich aber den Kranken an den Puls fühlen. Wo ist er?"

„Was weiß ich?" entgegnete der Baas mürrisch. „Ich bekümmere mich nicht mehr um ihn. Seine Zeit ist ohnedies um.

„Seine Zeit ist um? Was heißt das? Ist Euer einziger Sohn bei Euch auf Kündigung angestellt?"

Der Baas schwieg einen Augenblick und sagte dann ernst:

„Seht Euch einmal um, Nachbar. So weit Euer Auge reicht, sieht es auf den Werft zum goldenen Anker, und dieser gilt für einen Musterwerft. So überkam ihn mein Vater von dem seinigen. Ich habe die

Erbschaft in gleicher Weise angetreten und erhalten. Soll ich nicht bei dem Gedanken zittern, daß bei meinem Hinscheid Alles auf den Kopf gestellt wird, und dieser Bauplatz, der seit hundert Jahren ein Musterplatz war, zum Gespött und Gelächter für Stadt und Land wird? Ehe das geschieht, thue ich das Aeußerste und wenn dadurch Alles in wildfremde Hände kommen sollte."

„Was heißt das?" fragte Herr Jonathan Allerdiek, die Stirn runzelnd.

„Es soll heißen, daß ich meinen Sohn nochmals ermahnt habe, von allen Phantastereien zu lassen und sich einer reellen Arbeit zuzuwenden. Ich habe ihm aufgegeben, den Riß zu einem tüchtigen Barkschiff zu entwerfen und nach der Zeichnung den Bau auszuführen. Gelänge ihm das, so solle alles frühere vergeben und vergessen sein und ich wollte ihn als Compagnon annehmen. Gelänge es aber nicht, zöge ich meine Hand von ihm ab und er möge gehen, wohin er wolle. Ich werde ihm sein gesetzliches Pflichttheil auszahlen lassen und habe dann nichts weiter mit ihm zu schaffen."

„Das habt Ihr Euerm Sohne rund und nackt erklärt, Ehrenfried Sievers?"

„Mit allem Ernste. Und bin auch gewillt, in allem Ernste so zu handeln. Nehme dann den allerärmsten

Lehrjungen, den ich finden kann, an Sohnes Statt an. . . . ."

„Sprecht nicht weiter, Nachbar, sondern denkt daran, daß Ihr Euch schwer versündigt, da Ihr Euer eigen Fleisch und Blut verstoßt. Glotzt mich nicht so finster an, Nachbar und zieht die Stirn nicht kraus, wie ein Reibeisen. Es hilft Euch bei mir doch nichts. Hat der Gottfried sich Euere Ermahnungen zu Herzen genommen?"

„Weiß ich es? Ist ja aus dem Jungen kein vernünftiges Wort herauszubringen. Und dann fürchte ich mich halb und halb, den letzten Schritt zu thun. Seit zwei Tagen ist die Frist, die ich ihm stellte, abgelaufen, und da er sich nicht von selbst meldet, habe ich nicht das Herz gehabt, nachzufragen, denn ich bin im Voraus überzeugt, daß es nichts Gescheutes geworden ist, und es ist doch einmal mein Sohn."

„Wollen gleich nachsehen, was für Arbeit der junge Herr zu Stande gebracht hat," sagte Herr Jonathan Allerdiek. „Laßt doch den Kopf nicht hängen. Es müßte arg hergehen, wenn wir mitsammen nicht noch einen rechtschaffenen Kerl aus dem Gottfried machten. Und was wir nicht vermögen, gelingt wohl der Johanna. Ein Kernmädel, das den Burschen gern hat. Aber

Hans ist nicht Peter. Für jeden Vogel bedarf es einer besondern Schlinge, wenn man ihn fangen will. Geht mit in's Haus. Wollen sehen, wo der Phantast zu finden ist."

Er ergriff die Hand des Werftherrn, um ihn in das Haus zu geleiten. Der Alte war aber jetzt wenig aufgelegt, sich mit dem Sohne herum zu streiten und Beide verabredeten, daß es am nächsten Morgen geschehen solle.

II.

Gottfried war der einzige Sohn des wackern Werftherrn Ehrenfried Sievers und von dem Vater sorgsam wie sein Augapfel gehütet worden. An Ermahnung und Lehre hatte es nicht gefehlt von frühester Jugend auf und doch ging es immer weniger nach dem Sinne des alten Herrn. Was den Gottfried gelehrt wurde, war Alles klar, deutlich und bestimmt, wie ein rechter Winkel, oder ein Dreieck mit drei gleichen Seiten. Aber entweder begriff er das Einfachste garnicht, oder er hatte es doch bald wieder vergessen. Dagegen trieb bei ihm das Gehirn oft wunderliche Blasen und er that so seltsame Fragen, daß der Vater schier aus der Haut fahren wollte. Die Lehrer kreuzten und segneten sich, daß der liebe Herrgott in einem christlichen Hause ein so verschrobenes Menschenkind hatte geboren werden lassen.

Darauf kam Gottfried von der Schulbank auf den Werft und somit von dem Regen in die Traufe. Er

hielt die Axt in der Hand, aber er wußte nicht, wie er sie gebrauchen sollte. Wenn der Altgeselle, um des Baases willen, sich mit besonderem Fleiße des unbeholfenen Jungen annahm, und ihm die einfachsten Griffe zeigte, hieb Gottfried so unbarmherzig quer in das kerngesunde Holz hinein, daß es den Altgesellen kalt durchrieselte und er den Jungen mit einem „Plagt Dich der Teufel?" bei Seite stieß. Gottfried that dann, als sei garnichts Besonderes vorgefallen. Er sah das verdorbene Holz kopfschüttelnd an und sagte vor sich hin:

„Das soll nun wieder verkehrt sein. Und ich habe das Holz doch behauen, wie ich glaube, daß es behauen werden muß, soll es nicht eitel Bönhaserei sein."

„Der Junge ist toll," sagte blaß werdend der Altgeselle und sah dem Gottfried nach, der in einen der verlassenen Schuppen, oder nach einem Winkel des Schnürbodens ging, wo er sein Wesen mit Schnitzen, Bohren und Feilen trieb und aus allerlei Holzabfällen Bauwerke zu Stande brachte, über deren Zweck auch der Gescheuteste sich vergebens den Kopf zerbrach.

Allgemach verstrichen die Lehrjahre, während welcher Gottfried nothdürftig die mechanischen Handwerksgriffe soweit gelernt hatte, daß er losgesprochen und auf Reisen gesandt werden konnte. Aber, wenn er als ein einfacher

Träumer in die Fremde ging, kehrte er als ein zweifacher heim, und da man ihn jetzt nicht mehr wie einen Lehrjungen behandeln konnte, war vollends kein Auskommen mit ihm. Zuletzt gab sich Niemand mehr mit ihm ab und die Behausung des Herrn Jonathan Allerdiek war noch die einzige Freistatt, wo man ihm nicht stündlich sagte, daß er ein verlorner Mensch sei. Hatte aber der alte Herr eine Zeitlang vergebens seine Beredsamkeit versucht, rannte er mit den Worten davon:

„Söhnlein! Ich fürchte, das Volk draußen hat Recht und aus Dir wird nichts Gescheutes Dein Lebelang."

Dann warf Gottfried den getrübten Blick auf die stille Johanna, des Herrn Jonathan Allerdiek blauäugiges Töchterlein und sagte mit bekümmertem Tone:

„Bin ich denn wirklich ein solcher Nichtsnutz und Thunichtgut, daß Jeder das Recht zu haben glaubt, mich vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht herunter zu kanzeln? Und mir ist es doch, als wüßte ich nur zu wohl, was ich zu thun habe, wenn es gleich ganz anderer Art ist, als was sie von mir wollen. Du bist die Einzige, Johanna, die immer freundlich mit mir ist und Vertrauen zu mir hat, wenn ich sage, daß mir

noch einmal etwas Rechtes gelingen wird, und Alle, die mich jetzt verhöhnen, zu Schanden werden."

Johanna, die ihm nahe stand, sah ihn mit ihren hellen blauen Augen treuherzig an und sagte:

„Das ist meines Herzens aufrichtige Meinung. Wenn ich Dir in Dein dunkles Auge schaue, ist es mir gerade, als blickte ich in einen tiefen Brunnen und sähe auf dessen Grunde die wundersamsten Gestalten. Ich erkenne sie nicht, aber sie sehen so gut und freundlich aus, daß ich ein Herz zu ihnen fasse und es ist mir, als ob ich ihnen jederzeit blind vertrauen dürfe."

„Du süßes Lieb!" sagte Gottfried gerührt. Er hielt die Hand des Mägdleins in der seinen und Beide sahen sich voll stiller Seeligkeit an. Frau Margarethe aber, des Herrn Jonathan Allerdiek ehrsame Haushälterin, schaute durch das Küchenfenster in die Stube und sagte kopfschüttelnd:

„Da haben wir's! Stehen sie nicht wieder beisammen und sehen sich in's Gesicht, als ob's da Wunder was zu schauen gäbe, was man nicht schon hundert Mal gesehen. Weiß nicht, wohin der Herr denkt, daß er solche Freigeisterei in seinem Hause leidet. Mein Gusto wäre das gerade nicht, und unsere Jungfer könnte auch

nach einem Andern ausschauen, als nach dem halb verrückten Zimmergesellen."

Gottfried, der keine Ahnung von der geringen Meinung hatte, die Frau Margarethe von ihm hegte, lächelte dem lieben Mägdlein freundlich zu, und sagte:

„Es ist mir ein süßer Trost, daß Du mir glaubst, und Dein Glaube wird nicht zu Schanden werden."

„Das weiß ich!" entgegnete Johanna zuversichtlich. „Aber um Deines Vaters willen, und um des meinigen, die Dich Beide lieben, könntest Du Dich ihnen ein wenig fügen. Es mag Dir schwer werden, aber die guten Alten haben es um Dich verdient, daß Du ihnen ein Opfer bringst. Ich habe erfahren, welche Bedingung Dir Dein Vater stellte und es würde mich sehr glücklich machen, wenn Du Dich ihm willfährig zeigtest."

„Um Deinetwillen soll es geschehen," sagte Gottfried mit fester Stimme und eilte sofort in seine entlegene Kammer, wo er seine geheime Werkstatt aufgeschlagen hatte. Mit fiebernder Hast, als könne er den Wunsch des lieblichen Mädchens nicht schnell genug erfüllen, legte er Hand an's Werk. Aber nur allzubald entsank ihm die Reißfeder und er sagte, den Kopf in die Hand gestützt und mit Thränen in den Augen:

„Mache mit mir, Johanna, was Du willst. Ver-

spotte mich, wie die Andern und wende Dein Herz von mir; ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen. Alles, was sie von mir fordern, kreuzt sich hundertfach mit dem, was ich in meinem tiefinnersten Herzen ersonnen und auf jenen Pergamenten verzeichnet habe."

III.

Zur bestimmten Stunde war Herr Jonathan Allerdiek bei seinem Freunde, dem Werftherrn erschienen und Beide stiegen nicht ganz leichten Herzens die Treppe zu der Werkstatt des jungen Herrn hinan. Dieser saß nachdenklich vor dem großen Zeichnentisch, einen Griffel in der Hand, mit dem er gedankenlos auf einem Papierstreifen hin und her fuhr und dabei, wie abwesend, in den leeren Raum stierte. Der Vater sah den Sohn einen Augenblick mit unterdrücktem Schmerze an, weckte ihn dann aus seinen Träumereien und sagte:

„Mein Sohn, Du weißt, welchen Vertrag ich mit Dir eingegangen bin. Die gestellte Frist ist seit dreien Tagen verstrichen und da Du nicht von selbst zu mir kommst, wie es Deine Schuldigkeit wäre, siehst Du uns hier. Wir verlangen die Arbeiten zu sehen, zu deren Ausführung ich Dir Zeit vollauf gelassen habe."

„Mein Bauriß ist fertig!" sagte Gottfried auf-

stehend, und trat an den Tisch. Er ordnete die auf denselben verstreuten Zeichnungen und sprach, zurücktretend:

„Ich erwarte Euren Urtheilspruch."

Herr Jonathan Allerdiek war zuerst herangetreten und blickte mit nicht geringer Neugier auf das Papier. Sein Gesicht blieb ruhig und nicht die leiseste Regung verrieth, welchen Eindruck die Zeichnung auf ihn machte.

Nur zögernd näherte sich der Vater. Er schob selbst den Augenblick hinaus, der den Bruch zwischen ihm und seinem Sohne vielleicht unheilbar machen könnte. Sein Antlitz wurde abwechselnd blaß und roth, als er den seltsamen Linien folgte, die auf dem Pergament neben- und durcheinander liefen, so bunt und kraus, daß dem Beschauer ganz seltsam zu Muthe wurde. Gottfried, der den steigenden Zorn des Vaters gewahrte, konnte sich eines leisen Zitterns nicht erwehren und griff mit der Linken nach der Stuhllehne.

„Ist das Alles?" fragte der Vater endlich, sich mühsam beherrschend. „Oder hast du noch mehr dergleichen Schnörkeleien in der Hinterhand? Dann bringe sie nur gleich zum Vorschein, damit ich mit einem Blicke überschaue, wie groß das Unglück ist, das mir durch einen solchen ungerathenen Sohn in's Haus kam."

„Vater!" rief Gottfried und sein Gesicht glühte. Es ging in diesem Moment Seltsames in der Brust des jungen Mannes vor.

Der Werftherr richtete das zürnende Auge auf den Sohn. Aber das Wort erstarb ihm auf den bebenden Lippen, denn er glaubte nicht seinen Sohn, sondern einen Fremden vor sich zu sehen, dem er in dieser Stunde zum ersten Male begegnete und dessen feuriger Blick tief in das Innere seiner Seele drang. Darum wandte er den Zeichnungen schweigend den Rücken und ging nachsinnend in dem Gemache auf und ab. Gottfried verharrte unbeweglich auf seinem Platze und Herr Jonathan Allerdiek betrachtete Beide abwechselnd mit gespannter Aufmerksamkeit.

Endlich näherte sich Herr Ehrenfried wieder dem Tische und die Hand auf die Zeichnungen legend, fragte er mit eisiger Kälte:

„Also nach den Rissen willst du den Bau ausführen, der Dein Meisterstück werden und Dich bei der Stadt zu Ansehn und Ehren bringen soll? Antworte mir offen und geradezu, ohne Umschweife und Winkelzüge."

„Ja!" sagte der Sohn ernst. „Das ist mein ehrliches Vorhaben, so mir Gott helfe."

„Gut!" entgegnete der Alte und schlug ein eisiges

Lachen auf, das dem Sohn durch Mark und Bein drang.
„So laße Dir bei deinem löblichen Vorhaben von dem lieben Gott oder von dem Teufel helfen, nach Belieben, denn das ist die einzige Hülfe, die Dir bei einem solchen Tollmannswerke zu Theil wird.“

Herr Jonathan Allerdiek unterbrach ihn mit Heftigkeit:

„Ihr sagt da ein schweres Wort, Nachbar, das noch schwerer auf Euch zurückfallen wird.“

„Laßt es fallen. Ich stehe bei meinem Worte. Will Gottfried bauen, so baue er, wann und wo er Lust hat, nur nicht auf meinem Werft. Hoffe aber, es wird sich den Strom auf- und abwärts kein Zimmerbaas finden, der ihm seinen Werft einräumt. Du aber, mißgerathener Bube, raffe sofort den Plunder zusammen, der meine Werkstatt verunehrt, schnüre Dein Bündel und mache, daß Du zum Hause hinauskommst, je eher, je lieber, denn ich sage mich ganz und gar los von Dir und verbiete Dir, jemals wieder vor meinem Angesichte zu erscheinen.“

Mit diesen Worten eilte Meister Ehrenfried Sievers zur Thür hinaus und schloß sich in seinem Gemache ein, wie er allemal zu thun pflegte, wenn er einer großen Gemüthsbewegung unterlag. Herr Jonathan Allerdiek aber sagte zu dem jungen Manne:

„Ich weiß aus den Schnörkeln und Zirkeleien eben so wenig etwas zu machen, als Dein Vater. Aber es scheint mir billig, die Sache etwas mehr in der Nähe zu betrachten, bevor man sie mit Stumpf und Stiel ausrottet. Darum nehme ich die Blätter mit mir, Gottfried. Und wenn Du, nach dem Befehl des Vaters, Dein Bündel geschnürt hast, so komme zu mir, damit ich Dir den Platz zeige, wo Du in Gottes Namen Dein Haupt niederlegen kannst."

Jonathan Allerdiek ging. Gottfried aber sank auf sein Lager. Der tiefe Schmerz, der seine Brust zerriß, machte sich gewaltsam Luft und ein heißer Thränenstrom erleichterte das schwer beladene Herz.

IV.

War ein trüber, regnigter Abend. Was nicht draußen sein mußte, hatte sich zeitig in seine Behausung zurückgezogen und that sich gütlich beim flammenden Herbstfeuer. Herrn Johnathan Allerdiek ward es nicht so gut, denn er schritt mit einem dicken Schanzlooper bekleidet, die Pelzmütze auf dem Kopfe, dem Strande zu, bestieg das dort auf ihn harrende Boot, und gab mit einer leichten Handbewegung das Zeichen zur Abfahrt. Das Boot steuerte in den wallenden Abendnebel hinein und ward bald von demselben verhüllt.

Vor Hamburg dehnt sich die Elbe bis zur Breite von einer Meile aus, und doch ist sie scheinbar auf eine ganz geringe Fläche zusammen gedrängt. Das machen die vielen Eilande und Werder, die mitten drinnen liegen und deren Königin die Wilhelmsburg ist. Zwischen diesen Eilanden kreuzt sich das Fahrwasser nach allen Richtungen und bietet den leichten Flußfahrzeugen überall

sichere Fahrstraßen, die sammt und sonders sich durch den Köhlbrand wieder mit dem Hauptstrom vereinigen.

Dort liegt der Reiherstieg. Am Reiherstieg aber liegen Schiffswerfte und mancher Kiel ist von demselben in den Strom hineingeflottet. Schaut jetzt gar stattlich darein, dieser Werft, ganz anders, als in jenen Tagen, da Gottfried von seinem Vater verstoßen ward. Damals war es ein unansehnlicher Werft mit einem Paar dürftigen Helgen, die höchstens einen Ewer, oder eine altenländer Jolle zu tragen vermochten. Die wenigen Schuppen, die darauf standen, waren vom schlechtesten Holze aufgezimmert, und schützten das darin liegende Bauholz und die Arbeitswerkzeuge nur nothdürftig vor dem herabströmenden Regen. Das Wohnhaus des Eigners gab den übrigen Bauwerken wenig nach und unterschied sich kaum von den Kathen, welche aus rohem Fachwerk und Lehm aufgeführt und mit Haidekraut gedeckt sind.

Hier saß Gottfried in der einzigen Stube und grübelte vor sich hin. Von dem Vater verstoßen und an dem Heerde seines Pathen gastfrei aufgenommen, reifte der Entschluß in ihm, was er bis dahin mühsam ersonnen, zehnfach abgeändert und wieder durcheinander

geworfen hatte, nach einem bestimmten Gedanken mit fester Hand auszuführen. Kaum stand dieser Entschluß fest, als er mit aller Energie an die Ausführung seines Planes ging. Er wandte sich an die Werftherrn seiner Vaterstadt, die an allen Seiten des Stromes ihre Werkstätten errichtet haben und lenkte seine Schritte weiter abwärts nach Altona, das allmählich von einem Flecken zu einer Stadt herangereift war. Und weiter abwärts ging er, wo an der Teufelsbrücke die Helgen in den Strom hineinragen und bis zu dem schiffreichen Blankenese, das fast eben so viele Schiffe in See, als Schornsteine auf seinen Dächern hat. Ueberall legte er den Schiffbauherrn seine Zeichnungen vor. Er beschrieb ihnen umständlich, wie er sich das Ganze gedacht und wie er den Bau auszuführen beabsichtige. Die Männer hörten ihn ungläubig an und Jeder äußerte sich darauf nach seiner Weise. Der Eine erinnerte sich, daß er der Sohn eines geachteten Gewerksgenossen sei, und drückte mit höflichen Worten sein Unvermögen aus. Er wolle sich gern gefällig zeigen, aber die vielen Bauten, die er schon angenommen, hinderten ihn, auf längere Zeit neue Verpflichtungen einzugehen. Ein Anderer sagte ohne Umschweife, wie es ihn wundere, daß der junge Herr bei ihm bauen wolle, da er es doch auf dem Werft seines

Vaters bequemer haben könne. Er seines Theils wolle nichts damit zu schaffen haben, denn er möge sich nicht unberufen in den Streit zwischen Sohn und Vater mischen. Noch Andere lachten ihm gerade in's Gesicht und meinten, er solle sich mit seinen Dummheiten zum Teufel scheeren. Sie wären zu gescheut, um sich von einem solchen Windbeutel hinter das Licht führen zu lassen.

Mit einem fressenden Groll im Herzen setzte Gottfried über die Elbe und sprach bei dem Meister des Werfts am Reiherstieg ein. Hier fand er schon ein willigeres Gehör, sei es auch nur deshalb, weil der ehrsame Meister drüben nicht einen Kahn zu verspunden hatte, und von dem zugewanderten Gaste sich die Zeit vertreiben ließ. Es dämmerte zugleich wie ein matter Schimmer in dem Hirn des Meisters, als habe der junge Mann nicht ganz Unrecht und könne aus seinen Projekten etwas werden, wenn man sie nur recht angriffe. Dazu mangelten aber ihnen Beiden die Mittel. Darüber begann nun der Gottfried stündlich mehr zu grübeln, als ihm gut war und er neigte sich anscheinend immer mehr zur Melancholie.

Da öffnete sich unerwartet die Thür und herein trat Herr Jonathan Allerdiek im Schanzlooper und mit

der Pelzmütze auf dem Kopf. Gottfried fuhr jach aus seinen Träumereien auf und rief erschreckt:

„Um Gott, Herr, wie kommt Ihr dieses Weges? Es giebt doch kein Unglück bei Euch daheim?"

„Dort ist Alles wohl behalten. Aber hier, fürchte ich, kann es ein Unglück geben. Und um dies zu verhüten, komme ich durch Nacht und Nebel daher."

„Wie meint Ihr das?" fragte Gottfried fast ängstlich und suchte in dem Gesicht des alten Freundes zu lesen."

„Ich meine es, wie ich es finde. Wenn ich einen Menschen sehe, der sich auf eine schwankende Eisdecke begiebt und im Begriff ist, zu sinken, soll ich ihn dann vom sichern Ufer aus ermahnen, daß er doch ein anderes Mal vorsichtiger sein möge, wenn er heute mit einem blauen Auge davon komme? Lieber greife ich herzhaft zu und erst wenn ich ihn in Sicherheit gebracht habe, bläue ich es ihm ein, in Zukunft solche Dummheiten zu unterlassen. Gerade so denke ich es auch mit Dir zu halten, Söhnlein."

„Stehe ich auf einer schwankenden Eisscholle?"

„Auf einer ganzen Scholle freilich nicht mehr. Sie ist schon in tausend Stücke zerbröckelt, und mit dem kleinsten bist Du im Begriff zu sinken. Darum ist hier

mein Arm, der das verhüten und Dich auf's Trockne bringen wird."

„Was bedeutet das Alles?"

„Es bedeutet, daß Du Jemand vor Dir siehst, der das Liebste, was er auf Erden hat, nicht vor Kummer vergehen lassen will. Bin ein schlichter Mann, ehrlich und geradezu, dem alle Winkelzüge und Phantastereien ein Gräuel sind. Habe von Dir mit meiner Johanna gesprochen, wie es als rechtschaffner Vater meine Pflicht ist, und ihr vorgestellt, es sei ihre Schuldigkeit, Dir Dein Wort zurück zu geben, da es Dir nimmer gelingen könne, es einzulösen. Sie hält aber fest bei dem gegebenen Versprechen und will eher zu Grunde gehen, als nur eines Strohhalms Breite von demselben abweichen. Habe bei dieser Erklärung geflucht und gewettert, aber es gefällt mir von der Dirne, denn ich hätte es um kein Haar anders gemacht. Weil ich nun einsah, wie die Sachen stehen und weil ich nicht will, daß mein armes Kind unglücklich werden soll ...."

„Durch mich nicht!" rief Gottfried lebhaft. „Eher gebe ich Alles verloren. Ich will .... "

„Den Mund halten, bis ich gefragt werde!" unter-

brach Herr Jonathan Allerdiek rasch. „Habe nochmals ernsthaft mit Deinem Vater gesprochen. Der ist unerbittlich. Das Eingebrachte Deiner seligen Mutter hat er an mich ausgezahlt und auf diese Weise auf immer mit Dir abgerechnet. Bringe Dir das Geld daher, damit Du Dein Werk beginnen und ein Schiff bauen kannst, womit wir, alle Anderen verspotten, lustig in die See flotten, oder von allem Volke ausgelacht, kopfüber in die Tiefe sinken."

Er stellte mit diesen Worten einen schweren Beutel voll Gold- und Silberstücken auf die Tafel:

„Gut für den ersten Anfang. Lege nun rüstig die Hand an's Werk und denke nicht an den Mammon. Ich schaffe herbei, was noth thut, um der Johanna willen. Halte Deinen Verstand allezeit beisammen. Deine Baurisse habe ich selbst geprüft und mir mancherlei dabei gedacht, was mich mit Deinen sonstigen Narrheiten versöhnt hat. Will es darum in Gottes Namen wagen, mich der Welt gegenüber als ein Hasenfuß zu zeigen, wofür sie mich gebührend hänseln wird. An Dir ist es nun, wacker zuzugreifen und stets daran zu denken, daß Du nicht allein zu Grunde gehst, sondern die Beiden einzigen Menschen, die Dich lieben, gehen mit Dir unter.

Das bedenke, Söhnlein und gehe mit fester Hand und mit klarem Auge an Dein Meisterstück."

Herr Jonathan Allerdiek drückte dem Gottfried die Hand, sah ihn dabei fest in's Auge und entfernte sich in großer Erregung.

V.

Ein volles Jahr war in's Land gegangen und während der Zeit Keiner mehr in der Leute Mäuler, als Herr Jonathan Allerdiek und sein künftiger Schwiegersohn, Gottfried Sievers zum Reiherstieg, der noch im selbigen Spätsommer sein abentheuerliches Werk begonnen hatte. Wurde ihm schwer, damit von der Stelle zu rücken, denn nicht allein, daß ihm solche Hülfe fehlte, wie wohl sonst Gewerksgenossen sie einander zu leisten pflegen; sie traten ihm sogar offen entgegen und schoben ihm unversehends einen Baum nach dem andern quer über den Weg, damit er stolpere und sich den Hals breche. Die Besten thaten so und prahlten damit vor den Leuten, denn sie glaubten, ein gutes Werk zu thun, weil sie somit die ehrbare Schiffbauerzunft vor Schande und Spott zu bewahren glaubten. Nur der Vater hielt sich abgeschlossen. Er sagte nichts, er hinderte nichts und nur, wenn Jemand den Sohn in seiner Gegenwart erwähnte, wurde er zor-

nig und verwies dem Schwätzer sein unziemliches Beginnen mit harten Worten. Das ließ sich Keiner gefallen und Herr Ehrenfried Sievers vereinsamte jeden Tag mehr.

Als sämmtliche Vorbereitungen getroffen waren und Gottfried zünftige Gesellen brauchte, die den Bau nach seiner Angabe ausführten, begann ein neues Leiden. Die Meister zu Hamburg und Altona erklärten, daß sie keinen Gesellen, der sich an dem Narrenwerke betheilige, jemals wieder auf ihren Werften dulden würden. Das fuhr den Gesellen vor den Kopf, weil sie überhaupt kein Vertrauen zu dem Gottfried hatten. Naserümpfend drehten sie ihm den Rücken und sagten, daß er zusehen möge, wo er die gelehrten Gesellen fände, welche es vermöchten, eine so ausspintisirte Arbeit zu vollführen. Sie wären allzu plumpe Kerle, um ein so künstliches Werk recht anzugreifen. Damit kehrten sie dem jungen Meister lachend den Rücken. Dem aber lief die Galle über und er rief ihnen nach:

„Solche Gesellen werden sich finden, Ihr naseweisen Burschen und wenn wir uns zusammen gefunden, wollen wir noch soviel von unserer Zeit abmüßigen, um einen Heerd zu bauen, wo man um Gotteswillen für Euch die magere Barmherzigskeits-Suppe kocht, wenn Ihr arbeits-

los umher schlendert, während wir bei doppeltem Tagelohn Braten essen und Wein trinken."

Diese Worte wurden von dem rohen Gelächter der heimkehrenden Gesellen übertönt. Aber nach vier Wochen lachten sie nicht mehr. Herr Jonathan Allerdiek, der sich bisher ganz ruhig verhielt, war weit und breit längs der Küste herumgereist und brachte einen Haufen tüchtiger Leute mit sich nach dem Reiherstieg. Alsbald wurde Hand an's Werk gelegt und derselbe Ort, der bisher öde und verlassen, hart am Strome lag, war jetzt ein Schauplatz voll frischen Lebens und steigender Bewegung.

Anfangs achtete man am jenseitigen Ufer wenig auf das neu beginnende Werk. Hatten sie doch auf den eigenen Werften zu thun. Aber allmählich versiegte ihnen die Arbeit. Die heurigen Bestellungen waren geringer, als in früheren Jahren. Es war noch vor dem Beginn des Herbstes, als schon viele Zimmergesellen feierten und mit Neid auf die einzelnen Begünstigten sahen, die noch hier und da vorübergehende Beschäftigung fanden. Endlich wurden auch diese abgelohnt. Zu diesem Unglück kam noch ein zweites. Durch eine ausdauernde Dürre war die Aerndte über die Maßen schlecht ausgefallen. Das Brod war um die Hälfte kleiner,

während der Appetit der Esser nicht geringer wurde. Die gesparten Schillinge schmolzen zusammen und mancher derselben ward von den Brod suchenden Vätern in der Herzensangst vertrunken.

Während dieser Zeit lebten sie am Reiherstieg herrlich und in Freuden. Herr Jonathan Allerdiek, der die Augen überall hatte, sah auch den mißlichen Ausgang der Aerndte vorher. Er häufte so viele Vorräthe auf, als er für hinreichend hielt, und überließ sie den Werftarbeitern zur Zeit der Theuerung für den sonst gewöhnlichen Marktpreis. Daher kam es, daß die Leute von der großen Noth, die im Lande herrschte, nichts wußten, als daß sie einen guten Herrn hatten, der für sie ein Herz in der Brust trug. Darum hatten sie auch ein Herz für ihn und gelobten es unter einander mit Hand und Mund, ihm zur Zeit der Noth eben so treulich beizustehen, wie er jetzt ihnen und den Ihrigen beistehe.

Allmählich wurde es drüben drohender. Wenig eingedenk, daß sie das Anerbieten des jungen Meisters Gottfried früher höhnend zurückgewiesen, kamen jetzt Einzelne und begehrten Arbeit. Sie wurden mit der ihnen verheißenen Barmherzigkeits-Suppe abgespeist, und darauf mit einer dienlichen Ermahnung heim geschickt. Brummend schlichen sie davon. Daheim aber steckten

sie die Köpfe zusammen und ballten drohend die Fäuste. Was dem Einzelnen versagt wurde, das glaubten Alle erzwingen zu können. Die arbeitslosen Gesellen schaarten sich zusammen und konnten es nicht hindern, daß sich ihnen unterweges zerlumptes Gesindel anschloß. Mit lautem Gesange rückten sie heran. Sie schwangen die Aexte und schlugen während der Fahrt über den Strom die eisernen Winkelmaaße aneinander, daß es klang, wie eine kriegerische Musik. Aber die Männer auf dem Werft hatten wohl ausgelugt. Als Jene den gewaltsamen Angriff wagten, wurden sie von bewehrten Händen empfangen und mit einem tüchtigen Denkzettel heimgeschickt.

War der Sommer heiß und dürre gewesen, zeigte sich der Winter dafür feucht und milde, zum guten Glücke für Meister Gottfried, der ungestört fortarbeiten konnte und noch vor dem Beginn des Frühjahrs mit seinem Bau zu Stande kam. Er war genau nach der Zeichnung ausgeführt worden und nahm sich verwundersam genug aus. Die Gesellen hatten zwar willig Hand an's Werk gelegt, aber zugleich in der Stille bedeutsam mit dem Kopf geschüttelt, oder zuerst den Bau und dann den Nachbar achselzuckend angesehen. Herr Jonathan Allerdiek, der öfters daher kam, sah den Bauenden auf-

merksam zu und beschaute das Werk sorgfältig an allen Ecken und Enden. Aber er sagte nie ein Wort und Keiner konnte aus ihm herausbringen, ob er mit der Arbeit seines Schützlings zufrieden sei oder nicht.

Der Tag war nahe, an welchem der letzte Nagel in den Rumpf des Schiffes geschlagen werden sollte, und Gottfried setzte sich mit beklommenem Herzen, um seinem Vater zu schreiben, wie er dem gegebenen Befehle gehorcht und ein Schiff gebaut habe, das für sein Meisterstück gelten sollte. Der Vater möge daher kommen und das Urtheil sprechen. Und wenn er käme, möge er den Groll, der dem Sohne so vielen Schmerz bereitet, in die Tiefe des Stromes senken, und ihm den alten Platz in seinem Herzen wieder einräumen.

Herr Ehrenfried Sievers hatte das mit ehrerbietigen Worten abgefaßte Schreiben gelesen und warf es ärgerlich auf den Tisch. Hatte schon Vieles gehört von dem absonderlichen Schaarwerken des Gottfried im Reiherstieg und es dulden müssen, daß man seinen Witz daran geübt und über den Phantasten gelacht hatte, so der Verständige, als der Unverständige. Darum sandte er auch dem Sohne keine schriftliche Antwort, sondern ließ ihn durch einen Boten wissen, er werde nicht urtheilen. Welchen Spruch er auch fälle, keinem werde er recht

sein und Jedermann sagen, der Vater habe dem Sohne nach dem Munde geredet, oder seinem Grolle rücksichtslos freien Lauf gelassen. Er wolle daher mehrere seiner Mitmeister bewegen, daß sie sich zu ihm begäben, und was diese Männer nach ernstlicher Prüfung sagen würden, solle gelten für Beide.

Als Gottfried diese Botschaft empfing, war es ihm, als lege sich eine dichte Eiskruste um sein Herz und mit Trotz sah er dem verheißenen Besuche entgegen.

VI.

Der ehrenwerthe Werftherr, Ehrenfried Sievers, hatte seine Gewerksgenossen einladen lassen, sich mit ihm an einem bestimmten Tage nach dem Reiherstieg zu begeben und zu urtheilen, ob der Bau, den sein Sohn daselbst nach eigenem Gutdünken, ohne jeden Beirath aufgerichtet, ein tadelfreier Schiffsbau sei und dies Werk ihn würdig mache, in die Zunft des ehrbaren Schiffbau-Gewerkes zu treten. Darauf gaben sie ihre Zusage und bereiteten sich auf ihre Weise zu dem im Voraus von ihnen beschlossenen Spruche vor.

Am Vorabend des Tages, da das Gericht sein Urtheil fällen wollte, trat Herr Jonathan Allerdiek, der sich längere Zeit nicht hatte blicken lassen, in die Stube des jungen Meisters und sagte, auf seine Tochter deutend, die ihm zur Seite ging:

„Bringe die Dirne zu Dir. Konnte sie nicht zurückhalten und wollte es auch nicht, da sie Dir, nach

ihrer Meinung, noch wichtige Dinge zu sagen hat. Sprecht Euch denn mitsammen aus. Ich will unterdessen nachsehen, welche Arbeit der Gottfried allendlich zu Stande gebracht hat."

Gottfried nahm die geliebte Maid in seine Arme, nannte sie viel tausend Mal willkommen und war voll heiterer Fröhlichkeit. Johanna aber machte sich sanft von ihm los und sagte:

„Laß jetzt den Scherz, der sich in einer so ernsten Stunde nicht ziemt. Höre schnell, weshalb ich von dem Vater begehrt habe, daß er mich zu Dir führen soll. Du hast viele Feinde drüben, die Dir schaden werden, wie sie können und wissen. Die Einen thun es, um Deinem Vater nach dem Munde zu reden, dessen Herz sich ganz von Dir gewendet hat. Die Andern haben ein dunkles Gefühl, das etwas in Dir schlummert, was sie zwar nicht begreifen, aber was ihnen gefährlich werden könnte. Darum, wenn sie über Dich aburtheilen, wird es mit unbarmherziger Strenge geschehen. Dann will ich Dir nahe sein."

„Danke Dir, mein Mägdlein. Herzlichen, innigen Dank!" rief Gottfried.

„Ich bat Dich einst, Du solltest Dich, um unserer Liebe willen, Deinem Vater fügen. Du hast es nicht

thun können, sagt der Vater. Ich aber bin die Deine in Freud und Leid; ich habe Dir mein Herz geschenkt für gute und böse Tage und um Dir dies zu beweisen, bin ich hier. Dir ist Morgen ein hartes Tagewerk auferlegt, das Dich vielleicht zu Boden drücken wird; darum stehe ich Dir tröstend zur Seite."

Gottfried hatte in diesem Augenblicke allen Kummer vergessen. Er schloß die Geliebte jubelnd an sein Herz und gelobte ihr mit feierlichen Worten, daß er sich durch keine Beleidigung aufreizen, oder demüthigen lassen werde, sondern sein Werk entweder ehrenvoll zu Ende führen, oder mit demselben zu Grunde gehen wolle. Der Vater aber, der unbemerkt eingetreten war, sagte:

„Das walte Gott. Nun aber ist es Zeit zur Heimkehr, sonst kann die Dunkelheit uns gefährlich werden. Morgen sind wir zur guten Zeit wieder bei Dir und theilen, was die verhängnißvolle Stunde bringt. Schlaf ruhig, Junge. Mußt Du fallen, füge Dich dem Geschicke geduldig und denke daran, daß Jonathan Allerdiek im entscheidenden Augenblicke eine Hand hat, die Dich wieder aufzurichten vermag."

Mit diesem Troste schieden Vater und Tochter. Gottfried blieb mit allen seinen Hoffnungen und seinem

Fürchten allein und sah mit ruhiger Ergebung dem kommenden Tage entgegen.

Kaum hatte der erste Streifen des neuen Morgens mit seinem blassen Lichte den Strom erhellt, als die Meister sich an der bezeichneten Uferstelle einfanden. Sie bestiegen das ihnen bereitete Boot, schon im Voraus sich stillvergnügt die Hände reibend, wie sie den jungen Meister scharf in's Gebet nehmen, und ihm den Sieg so sauer als möglich machen wollten, wenn für ihn überhaupt einer zu erringen sei. Sie hofften auf einen kräftigen Anhaltspunkt und dieser kam von selbst. Als sie durch den Köhlbrand steuerten und der Werft, mit dem Schiffe darauf, vor ihnen lag, schlugen sie ein schallendes Gelächter auf, denn die erfahrenen Meister sahen mit einem Blicke, daß sie ein Ungeheuer vor sich hatten, welches nach keinem ihnen bekannten Maßstabe gemessen werden könnte. Dieweil es aber nicht geziemend, daß ein Richter sich mit lachendem Gesichte dem armen Sünder gegenüber zum letzten Spruche niederläßt, nahmen sie eine gar ehrbare Miene an, lehnten den dargebotenen Imbiß ab und begehrten, alsbald an's Werk zu gehen. So bewegte sich der Zug feierlich nach dem Werft.

Dem Boote der richtenden Meister waren zwei an-

dere gefolgt. In dem einen saß Herr Ehrenfried Sievers, der hierher kam, um, wie der Spruch fiel, mit dem Sohne sich zu versöhnen, oder sich vor allen Zeugen feierlich von ihm loszusagen. Er betrat das Land und stellte sich links vom Schiffe auf einen Platz, wo er von Allen gesehen werden konnte. Sein Gesicht war bleich und unbeweglich. Nicht der leiseste Zug verrieth, welchen Eindruck das Werk des Sohnes auf ihn machte, oder welche Empfindungen sein Gemüth beherrschten.

Das andere Boot trug Herrn Jonathan Allerdiek und seine Tochter nach dem Reiherstieg. Der würdige Alte hatte den finstern Werftherrn nicht sobald erkannt, als er auf die entgegengesetzte Seite des Platzes ging, um dem Spruche beizuwohnen.

Mit feierlicher Amtsmiene hatten sich die Meister an das Werk begeben. Sie zeigten einen Eifer, der zu leidenschaftlich war, um ächt sein zu können. Zwei volle Stunden gingen sie von einem Ende zum andern, und richteten an den jungen Meister, der nicht von ihrer Seite weichen durfte, eine solche Menge von Fragen, daß dieser, nicht im Stande, Dreien oder gar Vieren zugleich zu antworten, ihnen dies bemerkend, lieber ganz und gar stille schwieg. Endlich ließen die Herren mit Fragen ab. Sie traten zusammen und in einer so kurzen Zeit,

binnen welcher man sich nicht hätte über den gewöhnlichen Gegenstand einigen können, erklärte der Aelteste, daß sie die Anwesenden einlüden, auf den Ausspruch der unparteiischen Männer zu achten.

In der Mitte des Kreises stand der Sprecher. Ihm zur Rechten Herr Ehrenfried Sievers, ihm zur Linken Gottfried. Diesem zunächst befand sich Johanna an der Hand des Vaters. Als Alle sich geordnet hatten, entblößte der Sprecher das Haupt und sagte mit feierlichem Tone:

„Auf Ansinnen unseres lieben Gewerksgenossen, des hochachtbaren und wohlfürnehmen Herrn Ehrenfried Sievers, Werftherrn und Zimmerbaas zum goldenen Anker am Grasbrook, sind wir erschienen, um das vor uns auf dem Stapel liegende Schiff zu besichtigen, welches durch den Schiffs-Zimmermann Gottfried Sievers, der dadurch das Meisterrecht erwerben will, gebaut wurde. Nachdem wir die von uns verlangte Besichtigung unter Gottes Beistand begonnen und vollendet haben, verständigten wir uns alsbald unter einander und fanden ein Urtheil. Das vor uns auf dem Stapel liegende Schiff ist keineswegs nach den Gesetzen gebaut, welche bei dem Bau eines Schiffes zum Grunde gelegt werden müssen, soll es den Regeln entsprechen. Es ist überall fehlerhaft

und keiner der Grundsätze angewendet, welche ein ehrbarer Schiffbauer, der sein Gewerk zunftmäßig gelernt hat, in Anwendung bringen soll. Dagegen ist allerlei Fremdes und zum Schiffswesen nicht Gehörendes vorhanden, welches unseres Wissens einem Fahrzeuge nur schaden kann. Derohalben kann es, nach unserer Meinung, keinen Seedienst thun, sondern ist zum Abbruch zu verurtheilen, da es nicht ohne Gefahr vom Stapel laufen kann. Dies Urtheil haben wir gefunden und erklären, zwar mit großer Betrübniß, aber weil die Gerechtigkeit stets siegen muß, den Schiffs-Zimmergesellen Gottfried Sievers für unfähig, das Meisterrecht zu erwerben, bevor er nicht alles bisher Erlernte als unnütz und schädlich von sich gethan hat und am Schlusse der neuen Lehrzeit sich einer erfolgreichen Prüfung unterwirft. Dazu helfe Gott. Amen!"

„Amen!" fielen die Meister ein. Der Vater des Verurtheilten, der sich nur mühsam aufrecht hielt, sagte mit zitternder Stimme:

„Ich danke Euch, Herren und Mitmeister. Euer Urtheil ehre ich und unterwerfe mich demselben, wie hart es auch sein mag. Den Gesellen, der unsern Stand so sehr beschimpft hat, vergesse ich bis auf den Namen. Niemals werde ich ihm einigen Vorschub leisten, es auch

nicht dulden, daß er sein Pfuscherwerk in unserer Nähe betreibe. Und wenn Ihr selbst auch, durch wen immer, Euch bewegen lassen solltet, Euer Wort zurückzunehmen, ich würde es nicht thun, so wahr Gott mir gnädig sein möge."

Gottfried hatte diese harten Worte seines Vaters nicht vernommen. Das Amen der Meister, welche ein so frommes Wort für eine so böse Sache mißbrauchten, hatte ihn betäubt. Er sank in die Arme des schnell herbei eilenden Jonathan Allerdiek, der in großer Bewegung ausrief:

„Das sieht Euch ähnlich, Ehrenfried Sievers und giebt Zeugniß von Eurem harten Herzen, das sein eigen Fleisch und Blut verleugnet. Ist der Junge so unglücklich, sein Leben verschleudert zu haben, so sollte des Vaters Hand ihn ernst, aber liebreich vom Falle erheben. Weil Ihr aber dies Werk der Barmherzigkeit zu thun verschmäht, so kehrt in Euer verödetes Haus zurück, mit Eurem Gewissen allein. Es wird Euch ein treuer Gesellschafter sein. Ihr aber, Ihr überklugen und überweisen Herren, die Ihr einen jungen Menschen erbarmungslos in die Welt stoßen wollt, Ihr sollt Euern Willen nicht haben. Fortan ist Gottfrieds Sache die meinige. Ich werde dieses Schiff in den Strom flotten

und wenn es die gesegnete Flagge unserer Vaterstadt zu fernen Landen trägt und mit den Schätzen derselben zu uns zurückkehrt, dann ist es an uns, Euch zu verspotten und seid versichert, es soll Euch an Buße und Demüthigung nichts geschenkt werden."

Ueber solche Worte wurden die Meister gar unwillig und sie murrten laut. Doch unterdrückten sie bald ihren Zorn, denn Herr Jonathan Allerdick war ein wohl angesehener Mann und nicht gern mochte Jemand im Bösen mit ihm zu thun haben. War es doch allbekannt daß seine Hand weit reichte. Einer der Meister aber, jähzorniger als die Uebrigen, schlug eine helle Lache auf und schrie mit kreischender Stimme:

„So thut's und werdet ein Narr mit dem Narren. Es geht für Eure Gefahr und Rechnung. Aber wenn Ihr das Schiff wirklich vom Stapel lassen wollt, soll es mindestens als ein Teufels- und Heidenwerk in die Elbe kommen, denn keine christliche Jungfrau, wird über Kiel und Steuer den Segen sprechen."

Johanna hatte wenig auf den Streit der Männer gehört, sondern sich nur mit ihrem Geliebten beschäftigt, der sich von seiner tiefen Ohnmacht erholte und sich in seinem Schmerze kaum zu fassen vermochte. Diese letzten Worte aber berührten sie mächtig und alle Scheu ver-

gessend, die ein zartes Mägdlein abhält, auf offener Straße alle Blicke auf sich zu ziehen, trat sie dem Manne entgegen, der ihren Vater so hart angelassen und sagte:

„Wie mögt Ihr doch von einem Heiden- und Teufelswerk reden, da Ihr selbst, aller christlichen Sanftmuth bar, eine so schwere Verdammniß über einen Mann aussprecht, den Ihr nur darum verurtheilt, weil Ihr ihn nicht begreifen könnt. Gott ist gerecht und wird Euch Eure unbedachte Rede wohl in Anrechnung bringen, wenn die Stunde kommt. Aber Eure Weissagung wird schon vor einem armen Mägdlein zu schanden, denn so mir Gott gnädig ist, und mein lieber Vater es mir erlaubt, werde ich das Werk der Taufe vollbringen und die Pathin des Schiffes sein, damit es unter dem Segen des Himmels steuere, wohin es auch immer seine Fahrt lenke."

„Das ist meine Tochter!" rief Herr Jonathan Allerdiek lebhaft und drückte die Jungfrau an seine Brust, die ob der Kühnheit der Worte, zu denen sie sich unwillkührlich hatte hinreißen lassen, schamvoll erröthete. „Ja, Du sollst die Pathin dieses Schiffes sein und ich will es befrachten, allen diesen klugen Herren und der ganzen Rhederei, die sich von ihnen beschwatzen läßt, zum Trotz. Kommt, Kinder! Wir wollen unser Werk herrichten und diese Männer, die so sehr für ihre Ehre besorgt sind, ersuchen,

diesen Platz zu räumen, da ihr Geschäft für dieses Mal und hoffentlich für immer auf demselben beendet ist."

Damit ging er, die Kinder an der Hand, dem Hause zu, ohne sich nach den Meistern umzuschauen. Diese eilten zu den Böten und kehrten schweigend, einen tiefen Groll im Herzen, nach der Stadt Hamburg zurück.

VII.

Die drohende Prophezeihung des Freundes ging an Ehrenfried Sievers nur zu bald in Erfüllung. Er betrat die Einsamkeit seines Werftes und verließ sie nur, um in die Einsamkeit seines Hauses zurück zu kehren. Das eigene Schaffen machte ihm keine Freude mehr und wenn der Werftmeister oder sonst Jemand von seinen Untergebenen ihn um seine Meinung befragten, entgegnete er kurz: „Was quält Ihr mich mit dergleichen Dingen? Ihr wißt's ja!" Trat er aber dann in das stille Gemach, das er sich zur Wohnung einrichtete und worin er sonst so gerne bei seinen Zeichnungen in rastloser Thätigkeit weilte, warf er sich voll Unmuth in den Sessel und das sorgenvolle Haupt in die hohle Hand gestützt, seufzte er:

„Sie schelten mich kalt und gefühllos. Aber Gott im Himmel allein weiß, was mein Herz empfindet. Schweres Leid hat es mir verursacht, daß ich den Sohn verstoßen mußte, aber ich habe nicht anders gekonnt.

Meine Ehre war beschädigt und ich wäre zum Gespötte der Gassenbuben geworden, hätte ich feige nachgegeben. Mag Gottfried gehen, wohin es ihm beliebt. Er soll im fremden Lande nicht Mangel leiden. Aber hierher darf er nicht wieder. Wie sehr auch mein Vaterherz an ihn hängt, es soll Niemand erfahren, was ich leide. Die Ehre über Alles."

So lebte Herr Ehrenfried Sievers nur seinem Gram und hatte weder Auge noch Ohr für das, was um ihn her vorging. Darum war er über die Maßen erstaunt, als sein alter, treuer Werftmeister eintrat und zu ihm sagte:

„Bisher habe ich dazu geschwiegen, so viel ich nur konnte, daß Ihr geschehen ließet, was in alle Wege vom Uebel ist, denn ich dachte, Ihr hättet dazu Euere besonderen Gründe. Nun es aber uns und andern Leuten über den Kopf zu wachsen anfängt, ohne daß ein Wort über Euere Lippen kommt, muß ich glauben, daß Ihr wirklich nicht wißt, was um Euch her vorgeht. Ich rufe Euch daher zu, wohl Acht zu geben, damit Ihr nicht für das böse Thun Anderer zur Rechenschaft gezogen werdet."

„Was habt Ihr denn?" fragte Herr Ehrenfried

Sievers unwirsch. „Sagt's kurz, oder laßt mich ganz und gar ungeschoren."

So kurz wie der Werftherr es wollte, konnte der treue Diener sein Wort nicht anbringen und Herr Ehrenfried mußte geduldig zuhören.

Sah bunt aus auf den Werften. Ueberall erregtes Volk, wohin man sah. Bedurfte nur eines zündenden Funkens und es prasselte auf in glühender Lohe.

An jenem verhängnißvollen Gerichtstage am Reiherstieg, da das Verdammungs-Urtheil gesprochen ward über Mann und Schiff, kehrten gegen Abend die Meister heim, voll Groll im Herzen, der um so heftiger nagte, je mehr sie ihn verbergen mußten. Waren nur Wenige, die es verwinden konnten, daß man sie so höhnisch verabschiedete. Die Uebrigen machten ihrem Unmuthe durch Reden Luft, und um sich dabei selbst nicht zu nahe zu treten, drehten sie das Unterste zu oberst. Das rasch und unüberlegt gesprochene Wort drang aus dem Hause auf den Werft und von diesem in alle Schenken, wo die Schiffszimmer-Gesellen zu verkehren pflegten. Anfangs ging es langsam. Als aber nur erst ein einzelner Spahn vor aller Augen sichtbar da lag, trugen sie deren bald Viele zusammen, die zuletzt einen stattlichen Scheiterhaufen bildeten.

Die fremden Gesellen, die drüben arbeiteten und den Hamburgern schon lange ein Dorn im Auge waren, weil sie den ganzen Winter über ihren vollen Lohn erhielten, waren, als der Bau fertig war, in ihre Heimath entlassen; und nur Wenige, die Besten und Zuverlässigsten, zurückgelassen worden, um die letzte Hand an's Werk zu legen. Diese hatten sich ab und zu in Hamburg sehen lassen und wenige Lust bezeigt, mit den schlecht gesinnten Gewerksgenossen Umgang zu halten. Das trugen diese ihnen nach und ein halb angetrunkener Bursche schwur, so wie sich Einer von jenen Kerlen wieder sehen lasse, wolle er ihn mit einem Denkzettel heimschicken, der ihn das Wiederkommen vergessen lasse.

„Das läßt Du wohl bleiben!" rief ihm ein Anderer zu, dem man ansah, daß er etwas auf dem Herzen hatte, was er sobald als möglich anbringen wollte. „Das läßt Du bleiben, Friedel."

„Warum lasse ich's bleiben?" fragte Jener im gereizten Ton.

„Weil die Kerle, wie Du sie nennst, nur die Hand auszustrecken brauchen, um Dir das böse Zeug an den Hals zu werfen."

„Was schwatzt der Unsinn? Das böse Zeug?

Solche Teufelskünste können nur die Hexenweiber, die zu Walpurgis auf einem Besenstiel nach dem Blocksberge reiten, zu Wege bringen."

„Weiß es. Ist aber damit nicht abgethan. Was sie wissen, das bringen sie ihren Söhnen bei, die es dann auch können. Was drüben am Reiherstieg haust, ist nichts als die Teufelsbrut von solchen Hexenweibern."

Ein lautes Gelächter erschallte.

„Warum lacht Ihr? Unverständiges Volk, welches über eine ernsthafte Sache lacht, weil es sie nicht versteht. Sind aber doch Hexenkerle. Die alte Gesche Meier in der Bernhardstraße hat es herauspunktirt. Kennt Einer von Euch die Gesche Meier und kann von ihr etwas Anders sagen, als daß sie eine Frau ist, die alles Verborgene weiß?"

Das Gelächter verstummte. Die alte Gesche Meier galt für eine weise Frau, deren Prophezeihungen niemals täuschten. Das Volk glaubte selbst dann noch an sie, wenn eine ihrer Vorhersagungen in das gerade Gegentheil umschlug, denn es war dann irgend eine andere Hexe im Spiel, die den Teufel und seine Großmutter aufgeboten hatte, um ihre Prophezeihung zu Schanden zu machen."

„Ist's wahr?“ fragte ein alter Mann, den Sprecher leise. „Hat die Frau es gesagt?“

„Wahr!“ entgegnete Jener mit lauter Stimme. „Und wenn Ihr mir nicht glauben wollt, fragt sie doch selber!“

„Zur Frau Gesche!“ erscholl es wie aus einem Munde. Es waren Manche in dem Haufen, welche die Wahrsagung bezweifelten und sie von der weisen Frau selbst hören wollten.

Und mit wüstem Schreien und Lärmen brach die Zechgesellschaft auf nach der Bernhardstraße, an deren letztem Ende die kluge Frau wohnte. Unterweges schwoll die Menge immer mehr an und ward zu einer undurchdringlichen Masse, welche die Bewohner von Sanct Pauli in Angst und Schrecken setzte.

Die weise Frau stand auf der Schwelle ihres Hauses. Ein kleines, zusammengeschrumpftes Weibsbild mit struppigem Haar, das von einem rothen Bande locker zusammen gehalten wurde, und mit scharfen, stechenden Augen. In der linken Hand hielt sie einen Spiegel und in der rechten ein schwarzes Stäbchen. Sie sah den drohenden Haufen sich nähern, aber sie verließ die Schwelle nicht, sondern rief den Vordersten mit lauter Stimme zu:

„Was wollt Ihr?“

„Dich um Rath fragen. Du sollst uns sagen, ob die Gesellen, die im Reiherstieg das Schiff des Gottfried Sievers gebaut haben, ehrliche Christenmenschen sind, wie wir, oder ob Du sie für verdammte Herenkerle hältst, die von solchen Weibern zur Welt gebracht worden, die mit dem Teufel selbst in Schwägerschaft traten?“

„Verdammte Herenkerle sind es. In jedem derselben stecken sieben böse Geister, die allesammt Tod und Verderben über die gute Stadt Hamburg herabrufen. Darum werft ihnen einen Strick um den Hals und hinein mit ihnen in die Elbe, wo sie am tiefsten ist.“

Ein wilder, robuster Kerl taumelte heran. Sein Angesicht glühte von schwerem Trunk und die stieren Augen drangen aus ihren Höhlen. Er hatte einen derben Knittel in der Faust, mit welchem er so ungebührlich um sich schlug, daß Alle, die ihm nahestanden, fluchend und schimpfend auf die Seite sprangen.

„Du lügst, Gesche Meier!“ schrie er diese an. „Meine Schwestersöhne sind auch dabei und meine Schwester ist keine Here. Sage den Augenblick, daß Du gelogen hast, oder ich schlage Dich todt.“

„Ich widerrufe nicht!“ entgegnete die Alte fest. „Du aber laufe so schnell Deine Füße Dich tragen.

Der Tod sitzt Dir schon auf dem Nacken und krallt seine Knochenfinger um Deinen Hals."

„Auch das lügst Du. Ich lebe Dir zum Trotze noch funfzig Jahre und will Dir in jedem dieser Jahre hundert Mal beweisen, daß Du ein verlogenes Weib bist. Alles Volk drüben ist ehrlich und gut. Habe drei Schwesterkinder darunter, und mit den Andern bin ich verschwägert oder sonst gesippt. Widerrufe, oder Du bist hin."

Er hob den Knittel mit beiden Händen. Die Alte regte sich nicht. Das wüste Geschrei war verstummt. Athemlos sahen Alle auf die Gruppe.

Plötzlich taumelte der wilde Geselle zurück. Der Knittel entsank seiner Faust. Er focht einen Augenblick mit den Armen in der Luft, und stürzte dann mit einem gellenden Schrei zusammen.

„Er ist hin!" sagte Frau Gesche mit Nachdruck. „So wird es Allen gehen, welche den Geist verspotten der mich erleuchtet und eine frevelnde Hand an mich legen wollen."

Der Gefallene ward auf die Seite geschafft. Ein zufällig vorübergehender Arzt trat hinzu.

„Plötzlicher Schlagfluß!" brummte er vor sich hin und sagte im Weitergehen zu den Trägern:

„Bringt ihn nach dem Pesthofe!"

Mit scheuen Blicken sahen Alle auf die weise Frau, welche den Mann tödtete, der sich an sie vergreifen wollte. Keiner unterstand sich, zu schreien und zu lärmen und fast erschraken sie, als Einer aus ihrer Mitte es wagte, entblößten Hauptes und mit gekrümmtem Rücken sich der Alten zu nähern und sie demüthig zu fragen:

„Weise Frau! Wir sind von Deiner Macht und Weisheit überzeugt und wollen thun, was Du uns befiehlst. Wenn Jene drüben böse Zauberer sind, so sollen sie es büßen. Aber die Welt liegt im Argen und man könnte leicht sagen, wir hätten uns aus Neid oder Rache an unschuldige Menschen vergriffen. Das würde unserm guten Leumund schaden. Darum gieb ihnen ein sichtbares Zeichen, daß wir glauben lernen."

Gesche Meier sah ihn einen Augenblick fest an. Darauf schlug sie mit dem schwarzen Stäbchen, das sie in der Linken trug, gegen den Spiegel in ihrer Rechten und hielt ihn dem Manne hin:

„Schau hinein und sage was Du siehst."

Der Mann blickte in den Spiegel und sagte voll Erstaunen:

„Das ist der Reiherstieg. Ich sehe das neue Schiff hoch auf dem Helgen; die Gesellen darum herum und die Sonne steht klar am Himmel. Wer sollte denken, daß

so viele Dinge in einem so kleinen Spiegel Raum hätten?"

Die Alte berührte den Spiegel nochmals mit dem Stabe und sagte dann:

„Schaue hinein und sage, was Du siehest."

„Es ist dasselbe ... Nein .... Es verändert sich mit einem Male. Die Sonne verkriecht sich. Es wird dunkele Nacht .... Nun wird es hell in der Finsterniß ... Rothe Flammen schlagen aus dem Boden und lecken längs den Breitseiten. Die Gesellen schließen einen Kreis um das Feuer. Sie werfen ihre Mützen in die Gluth und aus ihren Köpfen wachsen Hörner. .... Das sind Teufelshörner! — .... Weg! Weg! Ich kann es nicht mehr mit ansehen."

Er trat mit bleichem Angesicht von dem Spiegel zurück und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

„Ihr wißt es nun!" rief Frau Gesche mit lauter Stimme der ergriffenen Menge zu. „Krankheit und jedes Ungemach auf Alle, die noch zweifeln. Drüben läßt der Teufel seine Gesellen ihr Wesen treiben und wenn Ihr sie nicht verjagt, so verjagen sie Euch. Und nun geht Euer Wege, ich will nicht mehr Rede stehen."

Die kluge Frau, die so schlagende Beweise ihrer

Kunst gegeben hatte, ging in ihr Haus zurück. Es blieb still. Leise schlichen Alle längs den Häusern fort. Nach wenigen Minuten sah man nur noch zwei Männer, die in ihre Mäntel gehüllt, dem Ausgange der Straße zuschritten.

„Nun ist's im Gange," sagte der Erste. „Das alte Weib hat aber auch die Comödie toll genug gespielt."

„Und mein Geselle nicht minder. Sollte man nicht glauben, der Kerl habe expreß bei den Ackermanns sein Handwerk gelernt, so natürlich machte er das Fürchten."

„Gebt ihm ein Tagelohn extra. Und daß den lüderlichen Peters auch gerade der Schlag treffen mußte. Der Herrgott selber hat'n Einsehen. Wann, meint Ihr, wird's losgehen?"

„Denke, daß sie Morgen Nacht hinüber wollen. Brauchen sie nun nicht mehr anzuspornen. Gehen von selbst."

„Im Gegentheil. Will noch ein versöhnendes Wort sprechen. Weiß ja, daß es nichts hilft und giebt doch eine Art Ansehen."

„Das ist gut. Der neue Wundermann ist todt. Wohlschlafende Nacht."

Die beiden Meister, die in der Stille das Feuer angeschürt hatten, um sich zu wärmen und Andere zu verderben, gingen stillvergnügt, Jeder in sein Haus.

VIII.

Alles war fertig am Reiherstieg. In den nächsten Tagen sollte das Schiff vom Stapel gelassen werden. Gottfried hatte seinen Vater einladen lassen, diesem Ereignisse beizuwohnen. Er werde dann selbst sehen, wie das Schiff auf dem Wasser liege und wie ungerecht das Urtheil der geschworenen Männer gewesen. Es erfolgte keine Antwort.

Der Tag kam heran. Am Abend vorher war Jonathan Allerdiek mit seiner Tochter gekommen. Er sprach lange und ernst mit dem jungen Schiffbauer, wie schwer es sein würde, einen Capitain zu finden, da keiner sich dem Spotte seiner Standesgenossen aussetzen wollte, der Befehlshaber eines luftigen, ranken Fahrzeuges zu sein, das bei der ersten leichten Kühlte nicht mehr See zu halten vermöchte.

„Dann will ich es selbst führen!" entgegnete Gottfried rasch und erhob sich mit blitzenden Augen. „Nun

danke ich Gott von ganzem Herzen, daß ich in England einen guten Theil meiner Zeit darauf verwandte, die Schifferkunst zu erlernen und in der Probe, die meine Lehrer anstellten, so glücklich bestand."

„Das ist wohl gut, Söhnlein!" sagte Herr Jonathan Allerdiek. „Hast Du es aber auch recht bedacht? Es ist ein schwieriges Unternehmen. Und Wer, meinst Du, wird ein solcher Wagehals sein, daß er Dir eine Ladung anvertraut, um sie, mitsammt dem Schiffe binnen vierundzwanzig Stunden für alle Ewigkeit zu versegeln?"

Gottfried erröthete. Johanna aber nahm die Hand des Vaters und sagte milde:

„Das wirst Du thun."

„Wer? Ich? Bist Du des Teufels ganz und gar, Dirne? Denkst Du, daß ich ein Laborant bin, der nur die Steine zu berühren braucht, um sie in Gold und taube Kohlen in Diamanten zu verwandeln. Was habe ich nicht schon für den Bau selbst gethan? Ich bin nur ein einfacher, schlichter Bürgersmann. Nun! Nun! Hanne, mache um des Himmels Willen nicht ein gar so trübseliges Gesicht. Laßt uns erst mit Ehren auf dem Strom sein, dann wird sich ja wohl eine mitleidige

Seele finden, die sich unserer erbarmt. Ist Alles bereit?"

„Alles, Vater. Und Johanna hält ihre feierliche Zusage. Bevor das Schiff abläuft, weiht sie das Steuer und spricht den Segen."

„Werde dieser Handlung mit der gebührenden Andacht beiwohnen," entgegnete der alte Herr. „Hoffe, daß mein Töchterchen mit hinreichender Salbung sprechen wird, damit die Zuhörer, deren nicht allzuviel sein werden vor Rührung vergehen."

„Ich werde sprechen, wie es mir im Herzen lebt. Die Liebe wird mir das rechte Wort in den Mund legen. Zur Freude und zum Leide habe ich ihm meine Hand gereicht und bei ihm will ich leben und sterben."

„Das Wort werde ich Dir nimmer vergessen," rief Gottfried und schloß sie fest an seine Brust. „Und mein stetes Streben soll sein, ein solches Herz zu verdienen."

„Was ist das für ein endloses Geschwätze?" polterte der Alte, scheinbar ergrimmt. „Keiner denkt daran, daß es nach Mitternacht ist und ein morscher Leib, wie der meinige, seine Ruhe haben will."

Aber die Rührung, die sich seiner bemächtigt hatte,

vermochte er nur schlecht zu verdecken und er sagte still vor sich hin:

„Sie ist wie ihre Mutter. — Ich will nur — Aber wie ist mir denn? Höre ich recht? Johanna! Gottfried! Seid Ihr taub ganz und gar?"

Beide fuhren aus ihrem seligen Traume auf und eilten zum Vater:

„Was giebt es?"

„Hört Ihr nicht den dumpfen Lärm? Ist es ein Sturm, der plötzlich losbricht, oder was sonst? Und da poltert es auch schon draußen auf dem Gange. Hollah! Wer ist da?"

Gottfried war schon nach der Thür geeilt und riß diese auf. Auf der Schwelle erschien der Werkmeister. Der alte Mann war bleich. Angst malte sich in seinen Zügen. Er deutete mit der Hand rückwärts und sagte stotternd:

„Sie sind da!"

„Also doch!" rief Herr Jonathan Allerdiek und heller Zorn blitzte aus seinen Augen: „Verdammtes Gesindel!"

„Wer ist da?" fragte Gottfried dringend.

„Ich hatte es Dir verheimlicht, weil ich glaubte, das Unheil abwenden zu können. Es ist mir nicht ge=

lungen. Narren und Dummköpfe haben sich von alten Weibern und gemeinen Betrügern bethören lassen, die den Pöbel gegen Dich aufreizten. Sie halten Dich für einen Hexenmeister und Dein Schiff für einen Hexenbau, gegen den man mit Feuer zu Felde ziehen muß. Je toller der Unsinn, je willenloser der Glaube. Ein köstlicher Fund war es für alles nichtsnutzige Gesindel und es wurde ein Kreuzzug verabredet, der mit Deiner völligen Niederlage enden soll. Das haben sie geschworen."

„Und ich schwöre, daß keiner von ihnen meinen Werft betritt, so lange noch ein Athemzug in mir ist. Laßt mich hinaus zu meinen Leuten."

„Geh, mein Junge, und seid allesammt auf Eurer Huth. Ich bin ein alter Knabe, aber es juckt mir in allen Fingern, wenn ich an dies Gesindel denke. Hoffe noch das Beste, denn ich habe dem Herrn Amtmann die Sache zeitig genug kund gemacht und denke wohl, daß einige Dragonersäbel zur rechten Zeit an Ort und Stelle sein werden. Sind sie es nicht, genade uns Gott."

Sie traten mitsammen hinaus auf den Werft. Ein schauerliches Bild stellte sich ihnen dar. Die ersten Böte, vollgepfropft mit verlaufenen Gesellen, entlassenen Ma=

trosen und anderm Volke waren an verschiedenen Punkten gelandet. Andere kreuzten noch auf dem Strom. Die Fackeln in den Böten flammten hoch auf und die sprühenden Funken zogen, wie ein feuriger Kometenschweif hinterdrein. Im Osten und im Westen des Werftes wirbelten hohe Feuersäulen auf. Um die brennende Lohe hatten sich die wilden Gestalten gelagert. Wüster Gesang erscholl und am Ende jedes Verses ertönte der Ruf: „Feuer in das Schiff! Feuer in das Schiff!"

Gottfried hatte seine Leute um sich gesammelt. Es waren treue, zuverlässige Männer, die das Gute erkannten, das ihnen geworden und dem Herrn dafür ehrlich zugethan waren. Mit den Erfahrensten hielt er jetzt Rücksprache.

„Ihr sagtet recht. Vor drei Uhr Nachmittags haben wir die höchste Fluth nicht. Diesen Augenblick müssen wir abwarten, sonst setzen wir das Schiff auf den gegenüberliegenden Strand."

„Das ist nur zu gewiß, Herr."

„Es sind noch über zwölf Stunden bis dahin. Können wir uns so lange gegen diesen Haufen vertheidigen, der sich noch immer verstärkt?"

„Glaube nicht, Herr. Müßen aber unser Bestes

thun. Wissen wir doch, warum es geschieht, und das giebt doppelten Muth."

Herr Jonathan Allerdiek trat mit seiner Tochter zu ihnen. Johanna hatte sich von dem Vater nicht trennen wollen. Sie warf einen Blick auf die wilde Nachtscene und schauderte. Aber sie verstand es, ihre Furcht zu bemeistern und sagte in einem Augenblicke, da die Männer sich schweigend und rathlos anblickten:

„Wenn Euch die nächste Fluthzeit zu lange dünkt, warum wählt Ihr nicht die gegenwärtige?"

„Wie, Johanna?" rief Gottfried staunend. Und der Werkmeister fügte hinzu:

„Ein Schiff vom Stapel lassen bei stockfinsterer Nacht? Unerhört."

„Warum wollt Ihr es nicht thun?" fragte Johanna lebhaft. „Kann etwas Schlimmeres geschehen, als daß eine lange und sorgenvoll geförderte Arbeit zu Grunde geht? Muß es sein, so habt den Muth, selbst Hand an zu legen an Euer Werk, ehe der Pöbel Euch zuvorkommt."

„Sie hat recht!" rief Gottfried. „So oder so sind wir verloren. Da ist es ehrenhafter, wir fallen in dem Kampf mit den Elementen."

„Oder werden von ihnen behütet. Wir wollen auf Gott vertrauen.“

„Alles, wie Du es willst. Werftmeister, wann haben wir die höchste Fluth?“

„In einer halben Stunde, Herr.“

„Nun denn, in Gottes Namen. Jedermann an sein Werk.“

Und mit größter Schnelle flogen die Werftmannschaften nach allen Seiten auseinander.

Die wilden Gesellen, die draußen am Feuer lagerten, hatten ihr Zechgelage beendet und rüsteten sich zum Angriff auf den Werft. Das Schiff, welches ihnen zum Hohn entstanden, mußte von ihrer Wuth fallen. Das Feuer sollte es bis auf den Grund verzehren. Heftig hatten die Ungeduldigsten schon längst zum Angriff gemahnt und der Keckste ergriff einen Brand. Der Führer warf ihn zurück.

„Bist Du toll? Sollen sie Dich erkennen und willst Du hören, wie sie es in die vier Winde hinausschreien: der Niklas Hein hat den ersten Brand hineingeworfen, dafür muß auch sein Kopf zuerst auf den Schandpfahl gesteckt werden.“

Niklas Hein schleuderte den Brand weit von sich: „Den Teufel will ich. Habe meinen Kopf zu andern

Dingen nöthig. Wie soll denn aber das Ungethüm brennen, wenn wir nicht das Feuer hinein werfen?"

„Siehst Du nicht, was die Andern für Arbeit machen? Geh dorthin und laß Deine Fäuste schaffen, was Rechtens ist. Vorwärts und rühre Dich."

Ein unheimliches Treiben war an allen Gränzen des Werftes. Es huschte hin und her, auf und ab. Um die bretternen Zäune hatten sie zu Bergen angehäuft, was nur zünden wollte. Dünne Reiser und abgefallenes Laub; Heu und Stroh, das sie zusammen schleppten, ohne viel zu fragen, Wem der Schober gehörte, den sie plünderten. Dazwischen warfen sie lange Stücke fetten Kiehn, zerrissenes Tauwerk und alte Persennings, die sie vorsorglich mitgebracht. Auf ein verabredetes Zeichen sollte sich die Masse entzünden. Sie selbst aber wollten den Werft nicht betreten, damit sie in Wahrheit beschwören könnten, sie hätten keine Hand an das verbrannte Schiff gelegt. Etliche von ihnen führten eine starke Armbrust mit straffen Sehnen. Damit schossen sie feuersprühende Pfeile, die sie von einem schlauen Laboranten, der mit im Complot war, empfangen hatten. Mit diesen Pfeilen sollten sie nach dem Rumpf des Schiffes schießen und sie würden ihnen dieselben guten Dienste, wie einst den alten Griechen thun. Das verstunden zwar die Gesellen

nicht, aber sie spannten den Bogen im guten Glauben an des Doktors geheime Kunst.

Unterdessen war auf dem Werft Alles vorbereitet und binnen wenigen Minuten höchste Fluth. Johanna trat mit ihrem Vater an das Steuer und Gottfried reichte ihr nach altem Brauch den überströmenden Pokal; eilte darauf zur Ankerwinde und mit dem Sprachrohr bewaffnet rüstete er sich zu dem gefährlichen Werke.

In diesem Augenblicke sauste der erste brennende Pfeil durch die Luft. Es war das Zeichen für alles Volk außerhalb des Werftes. Die aufgetürmten Haufen wurden an zehn Stellen zugleich angezündet und die feurige Lohe schlug bis zur Deckshöhe empor.

Ein Schrei des Entsetzens flog über den Werft. Johanna schwankte. Jonathan Allerdiek, von dem Unerwarteten tief ergriffen, unterstützte sie mit bebender Hand. Nur Gottfried verlor die Fassung nicht und rief in die flammende Nacht hinaus:

„Jeder an sein Werk!"

„Und auch ich!" sprach Johanna und stand aufrecht. Sie goß den Wein über das Steuer aus und sagte mit lauter Stimme, von den wehenden Funken umflogen:

„So taufe ich Dich, mein gutes Schiff unter dem Beistande Gottes der jedem rechtlichen Thun seinen Schutz,

verheißt und nenne Dich Johanna, nach dem Willen des Meisters, der Dich gebaut. Beginne Deinen Lauf bei gefahrvoll dunkeler Nacht. Deine Feinde haben das Feuer entzündet, das Dich verderben soll. Wir aber brauchen es als einen Wegweiser, der uns auf dem unbekannten Pfad führen wird. Durchschneide mit Deinem Kiel die Wellen und trage die vaterländische Flagge mit Ehren. Das flehen wir von Dir, Vater im Himmel."

Sie stand, von der Feuersgluth umleuchtet, mit hochgehobenen Armen und betete leise weiter. Gottfried hatte sich unwillkürlich vor der hohen Erscheinung geneigt, dann aber setzte er das Sprachrohr an und rief mit starker Stimme:

„Die Stützen weg!"

„Stützen weg!" erscholl es von unten herauf und die Axtschläge dröhnten.

„Schießt nach der Dirne!" tobte es außerhalb des Werftes. „Nach der Dirne schießt!"

„Letzte Stütze!" schrie Gottfried über den wilden Lärmen hinaus.

„Letzte Stütze ist es!" antwortete der Werftmeister.

„Noch ein Schlag. Die Balken krachten zusammen und das Schiff, dessen Steuerpinne Gottfried mit starker

Hand gefaßt hatte, sauste von dem Helgen in den Strom.

Dicht am Werft lagen Böte bereit. Die Schiffszimmerleute, welche ihre letzte Pflicht gethan, sprangen hinein und ruderten dem Schiffe nach, das mit sicherer Hand gelenkt, vor der schlimmen Stelle, wo eine Strandung möglich war, leicht abrundete und von der bereits abströmenden Ebbe erfaßt, langsam fortglitt.

Das Volk am Ufer war starr vor Schrecken, daß ihm die Beute in dem Augenblicke, da es solche sicher zu halten glaubte, entrissen ward.

„Da seht Ihr es!" rief Einer. „Ist es nicht eitel Spuk? Die Hexe stand selbst mitten im Feuer und es konnte ihr nichts anhaben."

„Sie wird alle böse Plagen auf uns herabregnen lassen!" sagte ein Anderer furchtsam. Am besten ist es, man macht sich davon."

Die starke Faust eines Helgenbaas packte ihm am Genick:

„Stehe still, sage ich Dir. Werfe Dich sonst in den Feuerberg vor uns, daß Du nie wieder an ein Aufstehn denken sollst. Was faselst Du von Hexen? Ihnen ist verrathen, was wir wollten und sie haben zu entkommen versucht. Das soll ihnen aber nicht gelingen. Das Schiff

darf nicht auf die freie Elbe hinaus. In die Böte sage ich! In die Böte!"

„In die Böte!" wiederholte der ganze Troß und flog dem Strande zu. Alle Ruderer setzten zu langen Zügen ein und näherten sich dem leise dahin gleitenden Schiffe in fliegender Eile.

Aber am Bord der „Johanna" waren die Hände nicht müßig. Eine breite Raa war am Fockmast befestigt und ein leichtes Segel daran geschlagen. Ein scharfer Süd, der sich hinter eine Wolkenschicht gesetzt hatte, trieb diese vor sich her. Es wirbelte die Gluth in hundert feurigen Rauchsäulen auf, die weit über das Land und den Strom hinleuchteten. Das Schiff spührte zum ersten Male die neue Kraft, der es unterthan und schoß, die anprallende Fluth stolz zurückwerfend, in die breit dahin wogende Elbe hinein.

IX.

Mehrere Monate waren vergangen und der Sommer prangte in seinem schönsten Schmuck. Das war ein großes Juchhei überall am Strande und konnte keiner die Zeit erwarten, bis er sehen sollte, was er sich einbildete, noch nie gesehen zu haben.

Gab wieder ein Schiffablaufen. Diesmal aber war es ein Anderes, als zur Winterzeit im Reiherstieg gewesen. Ein angesehener Rheder, der Inhaber der Firma Darling und Wilson, der sich aus Schottland nach Hamburg übersiedelte, hatte einen kühnen Plan ersonnen. Er faßte die Idee, dem Handel einen neuen Weg zu bahnen und die Flagge der neuen Heimath nach einem fremden Meere zu senden, wo diese noch nie geweht hatte. Darum ließ er drei neue Schiffe bauen. Sie sollten auf Kosten des Hauses mit allem Nothwendigen ausgerüstet werden und allen Seefahrern auf der neuen Bahn voranziehen. Keinem Andern war die Ehre

des neuen Baues übertragen, als Herrn Ehrenfried Sievers, der das ihm anvertraute Werk mit großem Eifer begann und vollendete. Es war gelungen und zum ersten Male seit jenem Tage, da er seinen Sohn verstieß, war der stolze Schiffsbauherr wieder von Herzen froh, dieweil er ein Werk vollendete, das den Glanz seines Namens verdreifachen mußte. Alle Anstalten waren getroffen und eine Festlichkeit hergerichtet, wie sie Stadt Hamburg auf den Werften des Grasbrooks noch nicht gesehen.

Darum wollte auch der Jubel kein Ende nehmen, als nun die drei Schiffe nach einander vom Stapel liefen und auf dem Strom lagen, so glatt und schmuck mit ihren hohen Hecken und kastellartigen Bugen, über und über mit Flaggen bedeckt, daß die Augen schier geblendet wurden von all der Farbenpracht. Musik gab es überall. Die Trompeten schmetterten auf dem Werft und am Bord; die Pauken wirbelten, als wäre ein Gewitter im Anzuge und über all den Lärm hinaus brüllten die Böller und die Musketen. Donner am Lande und am Bord.

Auf dem Hauptschiffe aber war auf offenem Deck, vom Steuer bis zur Ankerspille ein köstliches Mahl hergerichtet und eine vornehme Gesellschaft nahm Platz an

der reichgeschmückten Tafel. Als nun alle fröhlich neben einander saßen, kam der Werftherr zu dem jungen Herrn Darling, der das Haus Darling und Wilson hier vertrat und kündigte an, daß die Gewerke, welche zum Schiffsbau wesentlich beigetragen, nach alter Sitte erschienen wären und um die Erlaubniß bäten, dem Bauherrn einen Ehrentrunk darbieten zu dürfen. Das wurde von den tafelnden Gästen mit großer Freude aufgenommen, denn solche Aufzüge waren mit mancherlei Kurzweil verbunden und boten eine willkommene Gelegenheit dar, sich von den Anstrengungen des Schmauses zu erholen. Mit freundlichen Worten gab also Herr Darling die Erlaubniß und heran traten mit allen Zeichen ihres Gewerkes die Abgeordneten der Schiffbauerzunft. An ihrer Spitze ging ein junger Gesell, dem der Ehrenbecher vorgetragen wurde. Er verneigte sich zierlich und sagte:

Starke Eichen zu den Rippen,
Die nicht bersten an den Klippen;
Tannen zu den hohen Masten
Wagt der Sturm nicht anzutasten;
Breiter Bug und hoher Spiegel
Drücken auf das Meistersiegel;

Mache jetzt zur guten Stunde
Auf dem Schiff die letzte Runde:
Alles scheint mir wohlgethan:
Bootsmann! Schlagt die Segel an!

Darling nahm den dargebotenen Becher und sagte dem jungen Gesellen einige freundliche Worte.

Der aber räumte seinen Nachfolgern den Platz. Das waren die Segelmacher und ihr Sprecher redete also:

Weiße Linnen, derb und tüchtig,
Braune Taue, vollgewichtig;
Starke Näthe, wohlgefügt,
Und ein Reff, das nimmer trügt;
Glattes Liek und klare Schooten,
Falle ohne Kink und Knoten,
Sind des tücht'gen Schiffes Zier;
Und das Alles bringen wir.
Guter Wind, sie aufzublähen
Soll vom Backstag überwehen;
Seid denn Alle wohl bewahrt,
Gott mit Euch zur guten Fahrt!

„Dank für den guten Wunsch!“ sagte Herr Dar-

ling freundlich. „Unsere Schiffe können ihn brauchen. Und wenn er sich erfüllt, werde ich Eurer gedenken. Aber Wen haben wir hier?"

„Das sind die Gesellen aus der Ankerschmiede mit ihrem Werkführer!" sagte der Werftherr, der nach der Sitte dem Patron heute stets zur Seite war. „Sind mit allem Ankergeräth daher gekommen und wollen auch ihr Wort anbringen."

„Das wollen wir, wenn es den Herrschaften beliebt!" sagte der Werkführer und begann:

Schnelle Fahrt ist bald vorüber,
Segel schlottert an dem Mast;
Herbsttag färbt den Himmel trüber,
Sturmwind kommt in großer Hast;
Schwere Stürme mächtig rauschen,
Klippenwände grollend lauschen,
Wo kommt Hülfe her im Flug?
Schnell den Anker von dem Bug!
Laßt den Eisenzahn nur beißen,
Wird die Taue nicht zerreißen.
Fest und ruhig unter Land,
Hältst Du jedem Sturme Stand.

Helles Lachen und fröhlicher Zuruf der Gäste gab

Kunde, daß man die Schiffe gern vor einem sichern Anker wußte, und es dauerte eine Weile, bis die Ruhe wieder soweit hergestellt war, daß man die Reepschläger hören konnte, die mit Drehern, Schwungrädern, Schiemannswoyten, Tauen und Trossen, die sie in zierlichen Nachbildungen vor sich hertrugen, daher geschritten kamen. Sie verehrten dem Patron auf einem künstlichen Mattengeflecht die Modelle aller Taue, die zu einem Schiffe nöthig sind und der Bahnmeister, darauf hindeutend, sagte:

Hier die Trossen und die Stage,
Die Pardunen und die Wanten:
Bootsmann, an die Masten schlage
All die traulichen Bekannten.
Hier, der Flaggen dünne Leinen
Auch zur Logge tauglich scheinen;
Kabeltaue, festgeschlungen,
Weiche Wuhlings, wohl gelungen.
Gutes Tau in böser Stunde,
Hält den Kiel vom Felsengrunde,
Starkes Tau und gut Gewissen
Wird von keinem Sturm zerrissen.

So ging es eine Weile fort. Alles war die lebendigste Fröhlichkeit und Darling sagte:

„Wenn mir es jemals leid that, daß ich der edlen Reimkunst nicht mächtig bin, so ist es in diesem Augenblicke, wo ich gern einen herzlichen Dank gesagt hätte, für alle die guten Wünsche, die mir gespendet sind. Ist aber unter den anwesenden Gästen Jemand, der statt meiner das Wort ergreifen und meines Herzens Empfindungen in einem Liede aussprechen will, dem kredenze ich diesen goldenen Becher. Er mag ihn leeren mit fröhlichem Behagen und ihn dann zum Dank an diesen Freudentag behalten."

Saß Mancher an der gastlichen Tafel, der sich den Becher gern verdient hätte, denn er war von kunstreicher Arbeit und wog schwer. Aber sie bekannten achselzuckend, daß ihnen die Gabe des Dichtens versagt sei, welchen Mangel sie eben jetzt sehr bedauerten, wenn sie ihn auch früher nicht sonderlich empfunden. Ein junger Herr aber, der während seines noch kurzen Lebens wenig am Büchertisch gesessen, aber desto öfter in den sonnigen Himmel, oder in ein blaues Mädchenauge geschaut hatte, erhob sich mit dem vollen Glase und sagte:

„Mit Gunst, Herr. Ich nehme für Euch das

Wort und spreche in Euerm Namen zu der Gesellschaft also:

Freunde All, um mich geschaart,
Freuet Euch der Gegenwart!
Was die Zukunft Jedem bringt,
Soll uns heute wenig kümmern;
Wenn das Glas zusammen klingt,
Muß die Lust im Auge schimmern.
Bleibt Ihr froh im frohen Kreise,
Deutet's eine gute Reise:
Wie das Abendroth im Westen
Kündet einen schönen Morgen.
Solchen Tag voll Nimmersorgen
Wünsch' ich allen meinen Gästen.

„Das ist ein guter Spruch," sagte Herr Darling, „und Ihr habt Euern Preis wohl verdient. Ein leerer Becher ist aber nur ein halber. Darum verspreche ich Euch ein stattliches Faß mit goldenem Weine zu dem goldenen Becher, wenn Ihr den Capitainen der neuen Schiffe noch einen besonderen Spruch mit auf die Reise geben wollt."

Der fröhliche Sänger that aus dem zierlichen Gold-

pokal noch einen bedächtigen Zug und sagte nach kurzem Bedenken:

„Schiffer, die See ist Deine Braut!
Sturm und Donner hat Euch getraut.
Eile zu Deinem Liebchen hinaus,
Sie empfängt Dich mit Jubelgebraus.
Nicht zu keck! Nicht zu geschwind!
Gereffte Segel die sichersten sind.
Scharf an den Wind, doch volle Segel
Ist eine goldene Seemannsregel.
Festen Ankern und sichern Tauen
Magst Du Leib und Leben vertrauen.
Abgeneigt jedem Kreuzergelüste
Halte den Cours von Küste zu Küste.
Oefters den Ernst, selten den Scherz,
Reine Flagge und reines Herz.
Glaube an Gott, doch bete nicht viel,
Recht und gerecht sei des Compasses Ziel!
Habe nicht immer ein Lob im Munde,
Fluche nicht mehr als zehn Mal die Stunde.
Geize mit Wasser, gieb Brod vollauf,
Das bringt Segen des Schiffes Lauf.

Dieses Glas sei fröhlich geleert,
Es umschließet viel Tropfen werth;
Jeder Tropfen, Ihr lieben Leute,
Eine glückliche Reise bedeute.

Der letzte Trinkspruch erregte einen großen Jubel. Der junge Rheder versprach dem Dichter das beste Faß, welches er in seinem Keller habe. Die Capitaine schüttelten ihm die Hand und gelobten, bei ihrer glücklichen Heimkehr, die Seltenheiten aller Länder, wohin ihre Bestimmung sie führen würde, vor ihm auszuschütten. Die ganze Tischgesellschaft kam in Bewegung und der Wirth vermochte nicht, sie wieder zusammen zu bringen.

Auf einem weiten, eigens dazu geebneten Platze des Werftes erscholl fröhliche Tanzmusik und Alle riefen nach den Böten, um diesen Schauplatz neuer Lust sobald als möglich zu erreichen. Die allgemeine Freude schien den höchsten Gipfel erreicht zu haben. Aber sie steigerte sich noch, als bei einbrechender Dunkelheit Fackel an Fackel sich entzündete und Schiffe und Land in feenhafter Beleuchtung strahlten.

X.

Von all dem Glücke dieser heiteren Stunden drang nicht der kleinste Schimmer in die Behausung des Herrn Jonathan Allerdiek. Der sonst so lebensfrohe und lebenskräftige Mann war still geworden und kam nur selten über den Bereich seiner Wohnung hinaus. Geschah es aber, dann schüttelten die Nachbarn mit dem Kopfe und konnten nicht begreifen, daß Herr Jonathan Allerdiek — der sonst mit jedem Kinde schwatzte und für Alle, nach Stand und Würden ein gutes Wort hatte — jetzt für den empfangenen Gruß den schuldigen Dank vergaß. Er hielt nicht mehr den Hut in der Hand, um ihn nicht so oft abnehmen zu müssen, sondern hatte ihn tief in die Stirn gedrückt, und sah vor sich nieder, als ob er den Blick der Menschen zu scheuen habe. Das Alles geschah aber nur, damit die Leute den Herzenskummer nicht merken sollten, der so deutlich auf seinem Gesichte zu lesen war.

Hatten vollauf Ursache, trübselig darein zu schauen, sowohl Herr Jonathan Allerdiek, als auch sein liebliches Töchterlein Johanna, die am Bord des neuen Schiffes in jener wilden Herbstnacht aus dem engen Köhlbrand in die offne Elbe hineinsteuerte. Das Schiff lag nun im gesicherten Hafen und die Verschworenen konnten an dasselbe keine frevelnde Hand mehr legen. Desto mehr aber gossen sie ihren Spott darüber hin und es fuhr Niemand daran vorbei, der es nicht mit einem albernen oder beleidigenden Worte angerufen hätte.

Gottfried kümmerte sich nicht darum. Er war seit jener Nacht ein Anderer geworden. An der Börse wurde bekannt gemacht, daß sein neues Schiff seeklar sei und daß er löbliche Kaufmannschaft ersuche, darüber zu verfügen. Aber Niemand wollte damit zu thun haben und Alle wichen mit leeren Worten aus. Gleiche Noth hatte es, die nöthige Mannschaft zu werben und nur durch ansehnliche Erhöhung der Monatsgelder gelang es endlich. Einen Capitain zu finden war er aber nicht im Stande und eines Tages, des vergeblichen Suchens müde, sagte er zu den Freunden:

„Bin viel darum gescholten, daß ich den größten Theil meiner Zeit im Auslande darauf verwendete, die Steuermanns- und Schifferkunst zu lernen. Will Keiner

der vornehmen Herrn sich herbeilassen, mein Schiff zu führen, bin ich auch wohl allein Mannes genug dazu und wenn meine Johanna mir Urlaub geben will, nehme ich selbst das Kommando und hoffe, daß mein Schiff sich glänzend bewähren soll."

Herr Jonathan Allerdiek war still. Vielleicht hatte er kein besonderes Vertrauen zu der Sachkenntniß seines Schützlings. Aber er sprach es nicht aus, sondern sagte nach einer Pause:

„Es bleibt auch nichts anderes übrig. Haben wir schon so vielfach gegen das Herkommen gesündigt und uns dadurch in der Leute Mäuler gebracht, wollen wir uns jetzt vollends nicht um sie kümmern und getrost unseres Weges gehen. Meine Einwilligung hast Du, und siehe zu, wie Du mit Deiner Braut auseinander kommst. Ich will gehen und den letzten Vertrag wegen der Ladung abschließen, die ich herbeischaffe. Da die gestrengen Börsenherren Dir nicht vertrauen wollen, muß der alte Jonathan Allerdiek schon ein Uebriges thun, damit Dein Schiff nicht den Schimpf erlebt, bei seiner ersten Seereise mit Ballast von der Stadt gehen zu müssen."

Der Vater ging. Johanna aber blickte den Freund mit sinnenden Augen an und sagte:

„Ich vertraue Dir so sehr, als ein Weib nur dem

Manne vertrauen kann, dem sie sich ergeben und ich bin dessen froh, denn ich weiß, Du wirst mich nicht täuschen. Hier oder dort, nach oder fern, wir sind unzertrennlich in Liebe verbunden. Ziehe denn frohen Muthes hinaus in die Welt und zeige den armseeligen Menschen, die Dich jetzt von sich stoßen, daß Du ihnen mehr als ebenbürtig bist. Wenn aber Dein böses Geschick noch nicht müde ist, Dich zu verfolgen, gelobe ich Dir mit Hand und Mund, daß ich den Glauben an Dich nicht verlieren, sondern Dir vertrauen will, so lange ich lebe. Damit Dich aber ein sichtbares Zeichen von mir gegleite, habe ich in diese Flagge meinen Namen gestickt, wie es Gebrauch ist bei den Seeleuten, die den Namen ihres Schiffes gern von der Spitze des Mastes abwehen lassen. Wenn sie fröhlich im Winde rauscht, so denke, daß sie Dir einen Gruß von Deinem Mädchen zuflüstert, die in ihrer Kammer für Dich betet."

Sie entfernte sich schweigend. Gottfried aber ging festen Muthes an Bord seines Schiffes, die letzten Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Diese kam heran. Am Bord der „Johanna" war geschäftige Bewegung. Schon wurden die Kabel losgeworfen und das Schiff legte sich auf den freien Strom aus, als Jonathan Allerdiek das Verdeck betrat, um das

Schiff eine Strecke zu begleiten. Am Ufer war es ungewöhnlich lebhaft, und auf der Elbe drängte sich Jolle an Jolle. Waren ihrer Viele herbeigekommen, um die Abfahrt der neuen Argonauten zu sehen, und sich vergnüglich die Hände zu reiben, wenn sie unbeholfen von einer Seite zur andern schwanken würden. Als nun aber, auf einen Wink des Lootsen, die Marssegel an den Stengen aufstiegen, als die Untersegel sich entfalteten in einem Augenblicke, da der Südost sich schärfer erhob und das neu beschwingte Fahrzeug mit der Schnelle des Pfeiles hinschoß, staunten sie das ungehoffte und unverhoffte Wunder mit blöden Augen an und wußten noch immer nichts zu sagen, als die „Johanna" schon längst ihren Blicken entschwunden war.

Diese segelte frisch weiter. Sie hatte die Blankeneser Sande längst hinter sich und durchschnitt die Wedeler Bucht. Die Mannschaft, die zuerst nicht wußte, wie ihr geschah, hatte während der kurzen Fahrt schon volles Vertrauen zu dem Schiffe gefaßt, und gelobte dem jungen Führer, auf Tod und Leben zu ihm zu stehen. Herr Jonathan Allerdiek aber, der sich zur Heimkehr rüstete, reichte dem Gottfried die Hand und sagte:

„Du nimmst Alles mit Dir, was mein; das Irdische und das Geistige. Mein Geld und Gut und

das Herz meines einzigen Kindes sind bei Dir. Aus Liebe zu Dir habe ich viel mehr gethan, als ein besonnener Mann jemals thun darf. Mein Wohl und Weh schwimmt mit Dir auf die See hinaus. Behüte es wohl und Gott sei mit Dir."

Tief bewegt und mit einem stummen Händedruck stieg er über den Fallreep zu Boot. Er schwenkte den Hut und rief:

„Behaltene Reise, Leute und kommt glücklich binnen über Jahr und Tag."

Das Boot trieb rückwärts und die „Johanna" flog der Nordsee entgegen.

XI.

Jenem hoffnungsreichen Tage waren der schlimmen gar viele gefolgt. In der ersten Zeit ging alles gut. Herr Jonathan Allerdiek hatte das Schiff theils mit Gütern befrachtet, die ihm gehörten, theils mit solchen, die erst von Andern beschafft werden mußten. So weit seine Mittel reichten, hatte er sie daran gegeben; für das Weitere fand er bereitwilligen Credit.

Die „Johanna“ hatte den ersten Bestimmungsort in einer damals unglaublich kurzen Zeit erreicht und einen Theil der mitgenommenen Waaren zu guten Preisen untergebracht. Dann segelte sie nach einigen andern Orten und von jedem erstattete Gottfried einen ausführlichen Bericht, bis er eines Tages meldete, er stände im Begriff, etwas Großes zu unternehmen. Weil aber ein Brief in fremde Hände gerathen könne, so verschweige

er, welcher Art seine Pläne wären. Er vermied es sogar, den gegenwärtigen Aufenthalt näher zu bezeichnen und bat nur seine Lieben in der Heimath recht viel Vertrauen zu ihm zu haben und an einen fröhlichen Ausgang zu glauben. Bei diesem seltsamen Schreiben, das noch wirrer durcheinander lief, wie eine unklar gewordene Lothleine, schüttelte Herr Jonathan Allerdiek bedenklich mit dem Kopfe und die nachfolgenden Ereignisse waren nicht im Stande, diese Bedenklichkeiten irgend wie zu heben.

Lange Tage zogen vorüber. Tage der Furcht und Erwartung, des Hangens und Bangens. Man kargte mit der Stunde, mit der Minute. Umsonst. Keine Nachricht lief mehr ein und die drohende Stunde rückte immer näher. Als der letzte Zahlungstermin schlug, raffte Herr Jonathan Allerdiek zusammen, was er noch besaß, um seine übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Aber das Alles reichte bei weitem nicht aus, und er sah bereits ein furchtbares Unglück über sich hereinbrechen, als ihm unerwartet ein Rettungsengel erschien. Es war der junge Darling, der ihm am Eingang der Börse entgegen trat:

„Ich habe längst gewünscht, Euere nähere Bekanntschaft zu machen, Herr Allerdiek. Dazu findet sich jetzt

gerade eine günstige Gelegenheit. Wenn Ihr mir erlaubt, Euch zu besuchen, werde ich Euch einige Wechsel einhändigen, die mir der Zufall in die Hände spielte und denke, wir werden unser kleines Geschäft zur beiderseitigen Zufriedenheit beenden."

Herr Jonathan Allerdiek willigte mit einem stummen Kopfnicken ein und nächsten Tages kam der junge Mann in seine Wohnung. Mit vieler Zartheit hatte er einen drohenden Schlag von dem Haupte des ehrwürdigen Greises abgewendet und fuhr bei spätern Bedrängnissen fort, ihm mit gleicher Uneigennützigkeit beizustehn. Albert Darling kam oft in das Haus und der alte Herr empfing ihn stets mit gleicher Achtung. Johanna konnte sich einer leisen Furcht nicht erwehren. Sie sah, wie Albert, wenn er sich unbemerkt glaubte, seine Blicke forschend auf sie richtete; wie er emsig nach einer Gelegenheit suchte, ihr ein freundliches Wort zu sagen, oder ihr kleine, werthlose Geschenke anzubieten, die zu nichts verpflichten und die man, ohne zu beleidigen, nicht zurückweisen kann. Sie fühlte die Absicht heraus, wie versteckt sie auch war, und eine stille Traurigkeit bemächtigte sich ihrer.

Da trat eines Morgens Herr Jonathan Allerdiek

zu seiner Tochter in die Stube, setzte sich ihr gegenüber und sagte mit innerster Bewegung:

„Mein liebes Kind, ich habe von ehrenwerther Hand einen Auftrag für Dich erhalten, den ich Dir mittheilen muß. Herr Albert Darling bewirbt sich um Deine Hand."

„Ich bin eine verlobte Braut, Vater!" antwortete Johanna erbleichend.

„Herr Darling, der sich von unserer ersten Bekanntschaft an so edel benommen hat, wie Keiner vor ihm, verlangt auch für jetzt noch keine bestimmte Zusage. Er bittet Dich nur, etwas mehr Aufmerksamkeit für ihn zu haben und Dich zu überzeugen, daß seine Liebe zu Dir wahr und aufrichtig ist."

„Ich habe seine Rechtlichkeit nicht bezweifelt."

„Dazu hast Du auch keine Ursache!" entgegente der Vater mit einiger Schärfe. „Als Herr Darling mir seine helfende Hand bot, hatte er Dich nie gesehen. Von dieser Seite war er also nicht bestochen. Er ist ein so durchweg ehrenwerther Mann, daß .... Aber ich will nichts sagen, was wie eine Ueberredung gedeutet werden könnte. Dies Eine nur gebe ich zu bedenken. Die Schwachheit für Dich und Gottfried hat mich verleitet, mein Alles an ein abentheuerliches Unternehmen zu setzen, das aller

Wahrscheinlichkeit nach verloren ist. Weit über die bestimmte Zeit ist verstrichen und noch immer fehlt jede Nachricht. Meine Stunden sind gezählt. Wenn ich sterbe, bist Du eine Waise und eine Bettlerin. Ein hartes Loos für ein Mädchen, das in der Fülle auferzogen ist. Albert Darling, der Deine Gefühle ehrt, will noch ein halbes Jahr warten und während desselben gewissenhaft nach Gottfried forschen. Nach dieser Zeit verlangt er eine offne Erklärung. Kein Mensch kann ehrlicher zu Werke gehen. Ich habe Alles gesagt; jetzt überlege und dann handle."

Jonathan Allerdiek ließ seine Tochter allein. Weder an demselben Tage noch überhaupt sprach er von dieser Angelegenheit zu ihr. Es schien fast als habe er sie vergessen. Albert Darling setzte zwar seine Besuche fort, aber sein Benehmen blieb so unbefangen, wie vorher, so daß jede Scheu Johannens schwinden mußte.

Eines Tages kam sie in großer Aufregung von einem Besuche heim. Was wird in einer Gesellschaft, die nur um des Schwatzens willen zusammen kommt, nicht Alles geschwatzt. Ein paar junge Mädchen hatten Johanna mit Albert Darling geneckt und als diese sich dergleichen Scherze ernsthaft verbat, bemerkte eine Dritte, daß wenn ein junger Mann fast täglich in ein Haus komme, worin

eine heirathsfähige Tochter sei, nichts nathürlicher wäre, als an einen baldigen Brautstand zu glauben. Und eine Vierte, die eben so boshaft als häßlich war, flüsterte einer Nachbarin zu, diese Vermuthung würde fast zur Gewißheit, da, wie die ganze Stadt wisse, es der Fall sei, daß der Vater bis über die Ohren in Schulden stecke und es nur dem Edelmuth des jungen Mannes zu danken habe, daß er nicht in Noth nnd Elend gerathen sei.

Johanna hörte nichts weiter. Sie verließ die Gesellschaft und sagte, heimkehrend, zu ihrem Vater:

„Mein Entschluß ist gefaßt. Sage Herrn Albert Darling, daß ich, wenn die von ihm gesetzte Frist verstrichen ist, seine Hand annehme."

Ein Ausdruck der Freude flog über das Gesicht des Vaters, aber er beherrschte sich, warf einen prüfenden Blick auf die Tochter und fragte:

„Aufrichtig, Johanna. Woher dieser schnelle Entschluß?"

Sie warf sich in seine Arme und erzählte, was ihr so eben begegnete. Er zog sie an seine Brust und sagte traurig:

„Fremde bestätigten Dir, was ich Dir unlängst

sagte. Mein Unglück ist ein öffentliches Geheimniß. Ich überlasse Dich ganz Dir selbst."

„Du kannst es getrost, Vater;" sagte Johanna gefaßt. „Sei versichert, daß ich nie Deiner unwürdig handeln werde."

XII.

Es war mitten auf der stürmischen See. Ein Schiff schoß mit gerefften Marssegeln durch die erregten Wellen. Die „Johanna" war es, welche mäßig beladen und mit sechs schweren Geschützen auf dem Verdecke, fast das Ansehen eines Kriegsschiffs hatte.

Der junge Führer desselben stand auf dem Halbdeck und sprach mit seinem ersten Officier, der ihm die Meldung brachte, daß die Kimmung des Horizontes rein und nichts in Sicht sei.

„Sie wollen sich auch wohl hüten!" entgegnete Gottfried leichthin. „Dergleichen Piratengesindel hat nur Muth, wenn es keinen entschiedenen Widerstand findet. Ein wiederholter, gewichtiger Gruß aus unseren eisernen Röhren und sie ergriffen die Flucht."

„Wir haben sie tüchtig zusammen geschossen. Ein Glück war es, daß das Boot, welches sie vom Hauptschiffe trennte, nicht wieder zu diesem zurückkonnte.

Die Mannschaft mußte sich ergeben, oder in's Wasser stürzen."

„Gut für uns, daß sie das Erstere that," sagte Gottfried. „Dadurch haben wir erfahren, was uns sonst wohl unbekannt geblieben wäre. Drei Schiffe, sagten sie uns, die früher von ihnen aufgebracht wurden, hielten sie in einem sichern Schlupfwinkel verborgen, weil es noch nicht Zeit sei, damit an den Markt zu kommen. Wenn wir sie in unserer Gewalt bekämen!"

„Hoffe es, Herr. Die Kerle haben den Strick um den Hals und wissen, daß sie baumeln, sobald es erwiesen ist, daß sie lügen. Nach ihrer Angabe müssen wir heute noch in der abgelegenen Bai ankern, wo jene Schiffe zu finden sind. Was für Landsleute es sein mögen? Die Piraten wissen es entweder wirklich nicht, oder wollen es nicht sagen."

„Bewacht sie gut und laßt sie nicht mitsammen verkehren. Solches Volk spricht unter einander mit den Augen und mit den Fingern."

„Sind weit genug aus einander, und die Furcht hat sie so zusammen geschüttelt, daß sie an allen Gliedern zittern und beben. Glaube, sie sind in ihrem Leben zum ersten Male ehrlich aus Noth."

„Hoffen wir denn, daß es uns gelinge, Christen-

menschen aus gleicher Sklaverei zu befreien, wie wir solche drei Jahre erduldeten. Dieser Javanische Rajah hatte den Teufel ganz und gar im Leibe und ich glaube, wir wären noch in seiner Gewalt, wenn nicht das Fieber ihn mit aller Macht darnieder geworfen hätte."

„So ist es, Herr. Das Fieber kann oft ein guter Bundesgenosse werden. Unser Doktor bannte es aber erst, als der Rajah sein Wort verpfändet hatte, uns Allen Eigenthum und Freiheit zurückzugeben."

„Wer hätte ihn nachher zwingen wollen, dies Wort zu halten? Aber er handelte als ein Ehrenmannn und behielt nur den Doktor für sich zurück."

„Ich meine, Capitain, der Doktor ließ sich gern zurück halten, denn seit der Rajah hergestellt war, liebte er den Doktor wie einen leiblichen Bruder und die Schwester des Rajah hatte den Doktor verhert."

„Wohl!" unterbrach ihn Gottfried. „Sein Loos sei ihm gegönnt, um so mehr, als auch der Geringste der Unsrigen die Gunst des Fürsten erfahren hat. Ihm danken wir es, daß die letzten gewagten Unternehmungen über alles Erwarten gelangen und wir mit glänzenden Reichthümern heimkehren. Und es ist die höchste Zeit. Was mögen sie daheim von uns denken? Was ist aus meinem ehrlichen Pflegevater geworden, dessen ganzes

Vermögen mein Unternehmen verschlungen haben muß? Jetzt erst vermag ich Alles klar zu übersehen und begreife die trostlose Lage, worin er dadurch gerathen sein mag. Und Johanna! Meine edle Johanna!"

„Es war nicht unsere Schuld, Capitain. Ihr könnt Euch glänzend rechtfertigen. Und wenn ein Unglück eintrat — der Herr gebe es gnädig! — Ihr habt die Mittel, Alles doppelt und dreifach zu ersetzen. Dieser indische Küstenhandel ist sicherer als Goldgraben."

„Das haben auch die Hamburgischen Herren gemerkt, Steuermann, die sich kürzlich dort blicken ließen. Wunderlich genug, daß wir nie mit ihnen zusammen trafen. Ueberall fand man eine Spur von ihnen, aber gesehen haben wir sie nicht."

„Unser Schiff hat sie stets überholt. Wer soll mit diesem Fahrzeuge wettsegeln? Euere Vaterstadt hat viel an Euch gut zu machen, Capitain. Mit Hohngelächter betrachtete sie die Entstehung dieses Schiffes; mit Hohngelächter sah sie es an, bis es unter Segel ging. Und was hat es geleistet!"

„Ein guter Geist gab mir den Gedanken ein, es mit einem neuen System zu versuchen, dessen Grundzüge ich meinem britischen Meister insgeheim ablauschte. Die alten Narren stutzten. Was sie nicht begriffen, ver-

dammten sie als Unsinn. Sie schalten mich dumm, weil sie nicht den Verstand hatten, von mir zu lernen, was ihnen fehlte."

„Und Euer Vater, Herr?"

„Lassen wir das. Es ist nicht erfreulich, daran zu denken. Dem Himmel sei Dank, mein Werk ist gelungen. Fast noch eher, als diese Engländer, deren Schiffe jetzt alle nach diesem System gebaut werden, ist eine deutsche Flagge mit einem solchen Fahrzeuge auf hoher See erschienen und hat unser Seewesen zu Ehren gebracht. Aber, was ist das für ein Rufen?"

„Hollah, Vortopp!" rief der Steuermann. „Was ruft Ihr zu Deck?"

„Land in Sicht!"

„In welcher Richtung?"

„Gerade vor dem Buge."

Die Sonne trat hinter den Wolken hervor. Sie warf ihre Strahlen in schräger Richtung auf die Kimmung des Horizontes. Ihr Glanz umwallte das scharf abgränzende Land.

„Das stimmt mit der Aussage des Piraten überein;" sagte der Capitain. „Ich will einen Blick in unser Loggbuch werfen. Laßt unterdessen alle Segel aufstraffen."

Alles was irgend ziehen konnte, wurde beigesetzt. Das Fahrzeug schoß mit Windeseile dahin und bei dem Einbruch der Dunkelheit war es dicht unter Land. Während der Nacht trieb es vor backgebraßten Segeln und als die Sonne wieder aufging, steuerte Capitain Gottfried Sievers nach dem Punkte der Küste, wo sich die gefangenen Schiffe befinden sollten. Die Piraten beschworen mit den heiligsten Eiden, daß man ohne Gefahr die Bucht ansegeln könne. Der Capitain wagte es und bald steuerte das Schiff, auf allen Seiten von dem Lande umschlossen, im ruhigen Wasser.

Einer der Piraten deutete auf einen Vorsprung, der weit in die Bucht hinein ragte und gab zu verstehen, daß man denselben umsegeln müsse.

„Wollen so thun. — Heda, am Steuer! — Laßt anlufen! — Mehr! — So! Holt die Schooten straff am Backbord! Wie nun, Steuermann! Was habt Ihr vor Euerm Fernrohr?

„Ein ankerndes Schiff, Herr. Liegt hart am Lande. Und weiter oberwärts liegen ein zweites und drittes.“

„Das sind die von den Piraten gefangen gehaltenen Schiffe. Wo diese liegen, können auch wir ankern. Haltet Alles klar.“

Bald war man jenen Schiffen so nahe gekommen,

daß man sie alle drei genau betrachten konnte. Vom großen Topp der „Johanna“ wehte die Hamburger Flagge und vom Vortopp die Flagge mit dem Namen des Schiffes, das Pathengeschenk der lieblichen Braut.

„Ich erkenne die Buchstaben an dem Spiegel des zunächst gelegenen Schiffes!“ rief der Steuermann, der das Fernrohr nicht von den Augen wegbrachte. „Sanct Peter heißt es.“

„Ein frommer Mann!“ entgegnete der Capitain. „Wollen uns seinem Schutze empfehlen.“

„Und das zweite Schiff .... Seltsam! Wißt Ihr, wie es heißt? Sanct Nicolai! — und erst das dritte! Capitain, das ist ein Spuk! Das dritte heißt Sanct Jacobi.“

„Sanct Jacobi, Sanct Nicolai und Sanct Peter!“ wiederholte der Capitain. „Trotz dieser dreifachen Heiligkeit müssen wir auf der Huth sein. Das sind unsere Hamburgischen Thürme. Wie kommt Hamburg nach dieser Küste?“

„Wahrhaftig. Ihr habt Recht. Das ist seltsam genug. Aber, was meint Ihr? Wären das vielleicht jene drei Hamburger Schiffe, von denen wir bereits soviel gehört?“

„Möglich, Herr. In diesen Gewässern hat man ihre Spur verloren."

„Ja, so wird es sein, Capitain. Hollah, Jedermann an sein Werk! Wollen uns mit ihnen in Verbindung setzen. Und wenn noch soviel Gesindel am Bord derselben ist. Es soll uns dennoch gelingen."

Mit Umsicht ward das Schiff in einer vortheilhaften Lage vor Anker gebracht. Die Piraten, die sich in dieser unbekannten Bai ganz sicher glaubten, hielten schlechte Wacht und wurden leicht überrumpelt. Sie streckten die Waffen und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Die eigentliche Schiffsbesatzung wurde aus den Höhlen, worin sie schmachteten, befreit und bereits am frühen Nachmittage wehte die vaterländische Flagge von allen Gaffeln.

XIII.

Die Uferhöhen, welche sich von Altona aus bis zur Schulauer Bucht längs der Elbe hinziehen, hatten damals eine andere Gestalt. Keine Spur von jener ununterbrochenen Reihe aristokratischer Parks und fürstlicher Villen. Nur hier und dort schaute von den bewaldeten Höhen ein einfaches Häuschen auf den Strom herab, in dessen bescheidene Räume sich einzelne Männer, des Lebens satt, zurückgezogen hatten. Ein solches Häuschen, dem Charakter der Bewohner entsprechend, stand auf dem halben Wege zwischen Bucht und Stadt unter uralten Bäumen und bot eine ungehinderte Aussicht auf den vorüberrauschenden Strom. Dies Haus, das in den Besitz eines Mannes gekommen war, der keinen Gebrauch davon zu machen wußte, hatte dasselbe für einen geringen Miethszins an Herrn Jonathan Allerdiek überlassen, der hier in der Stille des Landlebens den großen Verlust

vergessen und dem Achselzucken ausweichen wollte, denen das unverschuldete Unglück stets ausgesetzt ist.

Johanna blühte an seiner Seite. Nicht, wie die sich üppig entfaltende Rose, sondern wie die bleiche Lilie. Die Zeit, welche der junge Darling bis zur Rückkehr Gottfrieds gesetzt hatte, war längst verstrichen und er konnte jeden Tag mit seiner Werbung hervortreten. Der Vater, welcher den jungen Mann sehr lieb gewonnen hatte und Gottfried ganz verloren gab, wunderte sich, daß es nicht längst geschehen sei. Hätte er sich in dem geräuschvollen Treiben der Stadt bewegt, er würde sich nicht verwundert haben, sondern wäre erschrocken vor den finstern Gerüchten zurückgewichen, welche von Mund zu Mund gingen und von denen, die sie am empfindlichsten trafen, mindestens nicht widersprochen wurden. Ihm war Darlings Schweigen ein Räthsel. „Sollte ich mich in ihm geirrt haben?" dachte er. „Sollte mein armes Kind zum zweiten Male . . .?" Ein tiefes Weh preßte ihm das Herz zusammen.

Des Vaters Stimmung ward von Johannen nicht bemerkt. Sie war zu sehr mit ihrer eigenen Lage beschäftigt. Gottfrieds Bild ließ sich nicht so leicht aus ihrem Herzen verdrängen. Und doch mußte sie ihn nach so langem Schweigen verloren geben. Er war verschollen,

oder wollte dafür gelten. Und Darling? Sie liebte ihn nicht, aber sein Benehmen flößte die höchste Achtung ein und die edle Art und Weise, wie er sich gegen den Vater benommen, rührten das Herz des liebenden Kindes. Wenn sie dem beharrlichen Werben endlich nachgab, wenn sie das glühende Jugendgefühl zu unterdrücken vermochte, dann würde sie — dies war ihr klar — mindestens nicht unglücklich geworden sein. So machte sie sich allmählich damit vertraut, einem Andern als Gottfried zu gehören; sie lächelte fast bei dem Gedanken, durch ihr Ja einen Mann beglücken zu können, der ihren Vater vor einem schweren Kummer bewahrte und schrack doch schmerzlich zusammen, als dieser Mann mit dem Vater Hand in Hand durch den Garten kam.

„Johanna," sprach der Vater milde. „Herr Darling sagt, er habe mir etwas Wichtiges mitzutheilen, wolle es aber nur in Deiner Gegenwart thun. Wir sind jetzt beisammen. Reden Sie, Freund."

„Ich will reden, wie schmerzlich es mir auch ist," entgegnete Darling mit großem Ernste. „Als ich Ihr Haus zuerst betrat und hingerissen von der Liebenswürdigkeit Ihrer Tochter, um die Liebe derselben warb, glaubte ich nicht, daß ein Tag kommen würde, der mir die Pflicht auflegte, diesem Glücke zu entsagen."

Vater und Tochter sahen ihn mit unverhehltem Erstaunen an.

„Als ich um Johanna warb, glaubte ich ihr zum Ersatz für diese Liebe ein Leben voll Glück und Freude bieten zu können. Das ist vorbei."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Herr Jonathan Allerdiek lebhaft.

„Die drei großen Schiffe, denen der größte Theil meines Vermögens anvertraut war, sind nicht mehr. Ich büße für die Uebereilung, Alles auf einen Wurf gesetzt zu haben, mit meinem ganzen Glücke."

„Großer Gott!" sagte Herr Jonathan Allerdiek tief erschüttert, und faltete die Hände. Es war sein eigenes Geschick, das sich hier wiederholte.

„Lange Zeit fehlte jede sichere Nachricht," fuhr Darling fort. „Nur unbestimmte Gerüchte drangen zu mir. Vor dreien Tagen ist endlich die vollste Gewißheit eingegangen und das Unglück meines Hauses an der Börse bekannt."

„Sagen Sie Alles, Freund!"

„In dem indischen Ocean ist der Schlag geführt, der mich tödtlich getroffen hat. Eine lange, gefahrvolle Küstenreise war glücklich bestanden. Sie suchten nach einem Hafen, von wo aus sie sich neue Orders erbitten

wollten. Da fiel ein Piraten-Geschwader über sie her. Einer meiner Deckoffiziere, ein treuer, zuverlässiger Mann, ist bei der Landung in ihrem Schlupfwinkel wie durch ein Wunder entkommen und nach einer langen, mühevollen Reise hier angelangt. Von ihm weiß ich Alles."

„Armer, junger Mann!"

„Ja wohl, arm; denn ich muß auch auf das verzichten, was mein köstlichstes Besitzthum werden sollte. Als ich um Johanna warb — aber lassen wir das. Ich gebe mein Werben auf, denn ich will Ihre Zukunft nicht an ein ungewisses Schicksal knüpfen."

Johanna hatte mit der größten Theilnahme auf das Gespräch der Männer geachtet. Jetzt näherte sie sich dem Freunde, und als dieser nochmals betheuerte, daß er, wenn er sich jemals einen Anspruch erworben, freiwillig auf diesen verzichte, ergriff sie seine Hand:

„Könnte irgend etwas meinen Sinn ändern, wären es diese Worte. Für den Wohlthäter meines Vaters empfand ich die innigste Dankbarkeit. Zögerte ich, ihm meine Hand zu reichen, so geschah es, weil ich den Schmerz um meine verlorne Jugendliebe nicht zu überwinden vermochte, und weil — verzeihen Sie diesen Irrthum — in Ihnen der flüchtige Gedanke entstehen könnte, ich hätte Ihre Hand nur angenommen, um des

Glückes willen, das sie mir bietet. Jetzt aber, wo der Mann, der meinem Vater ein so treuer, uneigennütziger Helfer war, gebeugt von der Last des Unglücks vor mir steht, wird mir meine Bestimmung klar, und mit voller, herzlicher Empfindung reiche ich Ihnen die Hand als Ihre Gattin."

„Das habe ich erwartet!" rief Herr Jonathan Allerdiek in lauter Freudigkeit. Darling aber, tief erschüttert in das Antlitz der erröthenden Jungfrau blickend, sagte:

„Das Opfer ist zu groß. Ich kann es nicht annehmen."

Mitten in diese ergreifende Scene trat ganz unvermuthet ein Mann, der längst vom Schauplatz verschwunden war und sah auf die Anwesenden mit ernstem Schweigen. Der alte Herr, der den Hinzugetretenen zuerst erblickte, rief, erstaunt einen Schritt zurücktretend:

„Ehrenfried Sievers! Ihr seid es?"

„Ich bin es. Meine Absicht war eigentlich nicht, daher zu kommen. Weil es aber möglich war, daß durch mein Kommen ein Unglück verhütet würde, habe ich mich zu Euch auf den Weg gemacht."

„Seid mir willkommen. Als ich das letzte Mal in Eurer Behausung war, ist mir ein gleicher Gruß

nicht zu Theil geworden. Aber das liegt hinter uns und mein Herz ist in diesem Augenblicke voll Fröhlichkeit. Also nochmals willkommen und deutet die Frage nicht übel. Was ist die Absicht Eures Besuches?"

„Das fragt Ihr mich? Wäre ich denn erschienen, wenn nicht auf Eure besondere, dringende Einladung?"

„Ich hätte nach Euch gesandt?"

„Habt Ihr nicht? Dann erlaubte sich entweder Jemand einen schlechten Spaß, oder Ihr habt etwas im Sinn, was ich nicht zu durchschauen vermag."

„Das glaubt Ihr nicht von einem Manne, der sein ganzes Leben lang ehrlich und geradezu gegangen ist. Was grübeln wir, wie Ihr hierhergerathen seid? Ihr befindet Euch nun einmal bei einem ehemaligen Freunde und wenn wir Gelegenheit finden, uns offen auszusprechen, gehen wir wohl, mit einander zufriedener, Jeder seinen Weg."

Ein Kanonenschuß unterbrach das Gespräch. Ein zweiter, ein dritter folgten. Ein Mann in der runden Seemannsjacke erschien und sagte:

„Mit Vergunst, Herrschaften."

Ehrenfried Sievers unterbrach den Seemann hastig:

„Das ist Derselbe, der mich zu Euch beschied."

Jener entgegnete: „Dazu hatte ich den bestimmtesten

Befehl von demselben Herrn, der mich jetzt hierhersendet und Euch nachzusehen bittet, was sich auf der Elbe begiebt. Da schießen sie schon wieder. Eilt Euch, ehe es zu spät wird."

Sie ließen sich nicht lange bitten. In großer Erwartung eilten sie der Stelle des Gartens zu, von welcher sie den Strom nach allen Richtungen hin überblicken konnten. Ein Schiff war im Ansegeln begriffen, das, vom Pulverdampfe umwallt, Schuß auf Schuß entsandte. Johanna war, von einer inneren Ahnung getrieben, den Uebrigen voran. Sie sah das heranbrausende Schiff, das in diesem Augenblicke seine Marssegel strich. Ihr Blick flog bis zur höchsten Spitze des Mastes. Sie sank ohnmächtig hin.

„Wo ist er?" fragte sie, sich allmählig erholend.

„Wer, mein Kind?"

Aber das Schiff hatte geantwortet. Hoch vom Maste wehte die Flagge mit Johannens Namen.

Jonathan Allerdiek erkannte das Werk seiner Tochter. Es war Gottfried mit seinem Schiffe. Der alte Herr brach in ein Freudengeschrei aus.

Auch Ehrenfried Sievers erkannte mit einem Blicke das ihm bis zum Tode verhaßte Bauwerk. Sein Angesicht erbleichte.

Plötzlich erschien Gottfried mit wettergebräuntem Gesicht und vor Freude strahlenden Augen in der kleidsamen Seemannstracht:

„Guten Tag allesammt, und gebe uns der Himmel eine fröhliche Stunde. Da bin ich wieder. Habe Euch lange ohne Nachricht gelassen. Allein es war nicht meine Schuld; darüber kann ich mich rechtfertigen. Jetzt aber hat alle Noth ein Ende; die Fülle kehrt bei Euch ein und das Verlorene ist um das Dreifache ersetzt."

Alle umringten ihn. Jedem sollte er besonders erzählen. Gottfried zog Johanna an sich und sagte:

„Ihr sollt Alles erfahren. Gewährt mir nur kurze Zeit. Eins vor Allem, daß mein Streben ein glückliches Ziel fand. Das Schiff, was ich ich baute, wenn auch von den Zünften zweier Städte verdammt, hat sich bewährt, wie keines. Es ist ein Schnellsegler solcher Art, von dessen Dasein auch der beste Seemann bisher keine Ahnung hatte. Und am Ende setzte mein gutes Schiff es noch durch, aus Einem Vier zu machen."

„Was ist das für Schnickschnack?" brach Jonathan Allerdick los, dem die alte frohe Laune plötzlich wiederkehrte. „Söhnlein, ich fürchte, Du bist noch ein eben so arger Haselant als vorher. Wie macht man vier Schiffe aus einem?"

„Nur einen Augenblick Geduld," bat Gottfried." Ich sehe hier einen Herren, mit dem ich ein Wort zu sprechen habe. Mit Verlaub Herr! Ist Euer Name Albert Darling, Firma Darling und Wilson?"

„Der bin ich."

„Mir kam ein schlimmes Gerücht, Euer Haus betreffend, zu Ohren, das die lebhafteste Theilnahme für Euch erwecken müßte, wenn es wahr wäre."

„Was sagt Ihr?" fuhr Darling auf. Meine Schiffe wären nicht in die Hände der Piraten gefallen?"

„Das sind sie!" entgegnete Gottfried. „Aber sie sind nicht in ihren Händen geblieben."

„O sprecht! sprecht!"

Ein Kanonenschuß donnerte über den Strom hin.

„Sie sprechen schon selbst. Dorthin müßt Ihr blicken Nummer Eins, das ist der Sanct Peter."

Das bezeichnete Schiff segelte mit bereits gekürzten Segeln heran, und ankerte bei der „Johanna." Ihm folgten die beiden Andern.

„Das ist der Sanct Jakobi!" rief Gottfried lebhaft. „Und dort Sanct Nicolai! Nun habt Ihr das dreigethürmte Hamburg beisammen. Begnügt Euch mit dem, was Ihr vor Euch seht und laßt die Erklärung einer ruhigen Stunde aufbehalten bleiben. Vater Allerdiek! Was Ihr

großmüthig um meinetwillen wagtet, bringe ich zurück. Das Uebrige gehört meiner Johanna. Alle blicken mich mit frohen Gesichtern an und sind mir wohlgesinnt. Nur Er, der meinem Herzen am nächsten steht, bleibt mir fern. Vater! Spricht in Deiner Brust keine Stimme für mich?"

Ehrenfried Sievers bebte. „Ich habe Dir großes Unrecht gethan!" sagte er leise.

„Vergeßt es!" rief der Sohn fröhlich, und nehmt den Heimgekehrten freundlich auf.

Der Alte antwortete nicht, aber er breitete schluchzend die Arme aus und Sohn und Vater hielten sich fest umschlossen. Als die erste Aufregung vorüber war, wandte sich Gottfried Johannen zu:

„Alle sind zufrieden. Von Dir hängt es jetzt ab, auch über mein Glück zu entscheiden."

Eingedenk des Versprechens, das sie kurz vorher dem jungen Darling gegeben, verstummte Johanna und Herr Jonathan Allerdiek sah verlegen vor sich nieder. Darling aber nahm die Hand der Jungfrau und sagte freundlich:

„Euere Gabe war zu unschätzbar, als daß ich im Ernste auf ihren Besitz hoffen durfte. Ihr konntet nicht

über ein Gut schalten, das nicht mehr Euch gehörte. Dies ist der rechte Eigenthümer."

Er führte die Liebenden einander zu, die sich überselig in die Arme sanken. Ehrenfried Sievers aber streckte dem ehemaligen Freunde die Hand entgegen und sagte:

„Vergeben und Vergessen. Das thut mein Sohn. Das müßt Ihr auch thun, wenn ich einen frohen Tag haben soll."

„Den sollt Ihr haben und einen recht langen!" entgegnete Jonathan Allerdiek herzlich, die dargebotene Hand ergreifend. „Das war ein Morgen! Dort eine Johanna und hier eine! Dort das Schiff und hier die Jungfer Pathin! Darauf wollen wir ein Glas leeren. Und nach vier Wochen klingen wir wieder an und rufen: Es lebe die Frau Pathin!"

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.







